



1. Die Familie von Eichenwalde Wien 1801

by Jos. Alois Gleich

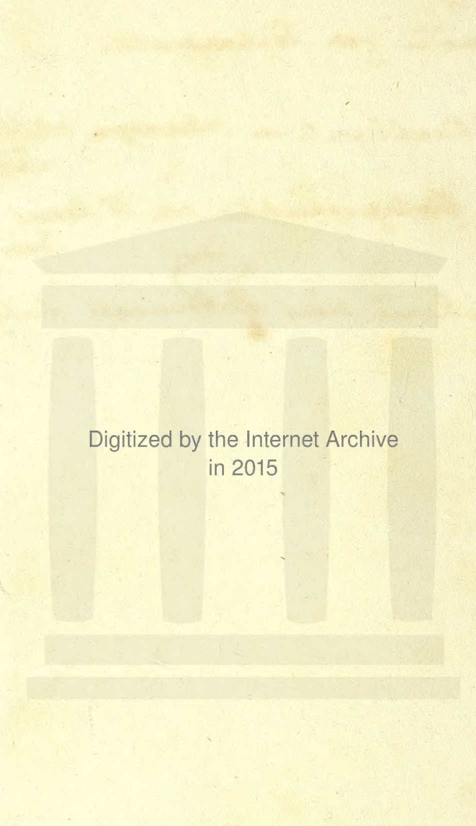
2. Die Verschleyerte im schwarzen Schlosse Leipzig. 1801

(not in H-B)

3. Neue Klostergeschichten von W. Kraus Frankfurt 1799

4. Abentheuer eines Bonvivant Leipzig 1801

(not in H-B)











Nun, wie gefällt dem Herrn diese neue Wohnung?

Neue Klostergeschichten

von

W. Kraus.



Sie, wie uns die brennenden Thürme zu unsrer Flucht leuchten

Frankfurt.

1799.



Neue
Klostergeschichten.

Diese Unfläther prassen von euern Allmosen ohne Scheu, und weiden sich selbst. Sie sind Wolken ohne Wasser, von den Winden umhergetrieben, kahle unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und ausgewurzelt; wilde Wellen des Meeres, die ihre eigne Schande ausschäumen, irrige Sterne, welchen behalten ist das Dunkel der Finsterniß in Ewigkeit. — — Brief d. h. Judas 1, 12. und 13.

An das Publikum.

Schon einmal hat mich der Sturm der Verfolgung, der meine Stimme der Wahrheit aus den Höhlen der Finsterniß hervorrief, in die offene See hinausgeschleudert; und doch — da ich kaum ein sandigtes Eiland gefunden habe, auf dem ich mich kümmerlich erhalten, — doch wage ich es abermal, suche meine zerlöcherten Segel von neuem hervor, trete aus meiner bisherigen Dunkelheit heraus, um mich wieder den Stürmen von Süden Preiß zu geben; — ist das nicht unklug gehandelt?

Doch, hätte sich der Weltumsegler Cook von dem ersten Sturme muthlos machen lassen, so würden wir von seiner

Entdeckungen nichts wissen, noch er auf den Gipfel des Nachruhms gekommen seyn, auf dem ihn die folgenden Generationen erblicken werden. —

Schon einmal bin ich zum Märtyrer der Wahrheit geworden: nach Druck und Verfolgung, die mir jene Menschen bereiteten, die sich zur Ehre der Gottheit von der Menschheit losgeschworen haben, die gleich giftigen Spinnen — im Namen der Religion — im Dunkeln lauern und Gift brüten, bis sich ein unglückliches Geschöpf in ihre Netze gefangen hat — die den mit einem unversöhnlichen Hasse — zur Ehre der Religion — verfolgen, der es wagt, den Glanz der Heiligkeit anzutasten, den sie sich seit Jahrhunderten, auf Kosten des Verstandes der Laien, um ihren Scheitel gesammelt haben. — Nach Druck und Verfolgung dieser Exmenschen mußte ich,

um nicht gänzlich unter ihren Klauen zu verbluten, aus meinem armen verblendeten Vaterlande, dessen Mark von diesen Harpyen aufgefressen wird, entfliehen, und alle meine Hoffnungen und jugendlichen Träume, alle meine Ansprüche auf Glück und Versorgung mit dem Rücken ansehen.

Ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren, verstoßen von Eltern und Anverwandten, die sonst mein Schicksal mit mir hätten theilen müssen, verlassen von meinen Freunden und Bekannten, wurde ich ohne Unterstützung, ohne Aussicht in die weite große Gotteswelt hinausgeworfen. Ohne einen Groschen Geld machte ich zu Fuße, bey der strengsten Jahreszeit, im Februar, den ungeheuern Weg von München bis Berlin Wenn ich da vor Kälte steif und starr war, wenn Schnee und Regen meinen ärmlichen Anzug ganz und gar

durchnäßt hatten, wenn mir der heulende Nordwind den Schnee um die Ohren stöberte, wenn mein müder Fuß in den Sandwüsten von Baruth und Mittenwalda seine Last nicht mehr vorwärts schleppen wollte, dann sagte ich zu mir selbst: „Du duldest für die Wahrheit!" — und dieser Gedanke goß neue Stärke in meine Glieder, und brachte mich mit frohem Muthe an das Ziel meiner Emigration.

Alle diese Verfolgungen, und weit mehr, die ich hier nicht nennen kann, mußte ich meiner Klostergeschichten wegen erdulden, die ich 1796 herausgab, um die schwärmerische Jugend vor dem Abgrunde zurückzuhalten, in dem ich selbst schmachtete, und meinem verblendeten Vaterlande doch einmal die Augen zu öffnen. Ich habe mich nicht genannt; — ich habe meinen Stoff mit aller mir möglichen Schonung

behandelt, und doch hat mich die List der Mönche, und der Mönchsknechte ausgespürt, und mir ihr Gift fühlen lassen. Was mir dort unmöglich war, was mir die Verhältnisse nicht erlaubten, das thue ich izt: ich erkläre öffentlich, daß ich die Klostergeschichten geschrieben habe; noch mehr: ich erkläre, daß ich in diesem gegenwärtigen Werke nichts von Schonung wissen, daß ich alles aufdecken wolle, was ich weiß, und daß ich das ganze Mönchsgezüchte in seiner wahren Gestalt vor die Augen der ganzen Welt hinstellen wolle. Möge mein Vaterland fortfahren, auf Eingebung bekutteter Schurken, die zu verfolgen, und als Aufrührer und Staatsverbrecher zu behandeln, die es von der schrecklichen Mönchstiranei befreien wollen! — — ich bin mit dem Gefühle zufrieden, meine Pflicht gethan zu haben, tröste mich durch den

stillen Beifall der Redlichen, und beweine mein Vaterland im Stillen. Und wenn mich auch die Wuth der Mönche abermal erreichen sollte, so werde ich doch nicht eher aufhören, Wahrheit zu sprechen und zu schreiben, bis ich keine Zunge und keine Finger mehr habe. —

Und ihr, Jünglinge und Mädchen! denen entweder die Natur oder die Erziehung den Saamen der Schwärmerei ins Herz gestreuet hat, — ich bitte euch bei eurer irrdischen und überirrdischen Glückseligkeit, höret mich, höret meine Warnungen und Bitten, — was ich hier niederschreibe, schreibe ich nicht aus Haß, oder aus Langerweile, — nein! — die Thränen rollen mir die Wangen herunter, indem ich dieß schreibe — mein Schicksal steht mir lebhaft vor Augen, — und ihr sollet nicht so unglücklich werden, als ich es war, und

es noch viele Andre sind!! — — Möchtet ihr das, was ich hier schreibe, mit Aufmerksamkeit lesen, und nicht es blos als Fictionen meines Gehirnes, sondern als Wahrheit jederzeit vor euer Gedächtniß rufen, wenn entweder fremdes Zureden, oder eigne Schwärmerei euch die Klöster als ein Paradieß, und das klösterliche Leben als ein paradiesisches Leben schildert.

Endlich muß ich dem Publikum sowohl, als den öffentlichen Kunstrichtern für den Beifall und die Nachsicht danken, mit der sie meine Klostergeschichten aufgenommen haben. Auf Beifall habe ich um so weniger gerechnet, als ich, kurz nach meinem Austritte aus dem Kloster, das ganze Werk in einem dunkeln Fichtenwalde, in der obern Pfalz nahe bey Weppenhof, auf einem Felsenstücke und zwar binnen 8 Tagen

schrieb, wo es ohne weitere Revision, dem Druck übergeben ward.

Ich empfehle dieses Werk ebenfalls der Nachsicht des Publikums, besonders aber der Beherzigung der schwärmerischen Jugend, und bigotter Eltern und harter Vormünder; und wenn ich dadurch nur eine Seele vor Unglück bewahrt habe, so bin ich für allen Haß der Mönche und ihres Anhanges hinlänglich entschädiget.

Geschrieben in Offenbach am Main,
im November 1798.

W. Kraus.

Die Ruinen.



Blaß blickte der Mond durch die einzelnen Fichten des östlichen Gebirges, langsam und friedlich wankten die Schatten der Erlen auf der Wiese auf und nieder, — einzelne Windstöße seufzten durch das Haselgebüsche, und schmelzend mischten sich die Töne der einsamen Nachtigall in das Gemurmel des Felsenbaches, als Wilhelm mit banger Wehmuth und klopfendem Herzen längst der Schwarzach hineilte, um noch vor Mitternacht das nächste Städtchen zu erreichen.

Schreckliche Gedanken der Zukunft preßten ihm das Herz, fürchterliche Bilder von Elend zogen seiner Seele vorüber, und ermattet würde er zu Boden gesunken seyn, wenn ihn nicht auch zuweilen lichte Erscheinungen seiner Hoffnungen umschattet hätten.

Mit verdoppelten Kräften glimmte er izt einen Fußweg hinauf, der sich aus dem engen Thale aufwärts durch ein dichtes Buchengesträuche wand, in der Hoffnung, wenn er den Berg erstiegen, im jenseitigen Thale das Ziel seiner heutigen Strapazen zu finden.

Kaum hatte er sich einige hundert Schritte mühsam durch das Gebüsche hindurch gearbeitet, als er die Thürme eines Bergschlosses vor sich sah, die sich zwischen den einzelnen hundertjährigen Eichen himmelan hoben, und ihre Riesenschatten weit über den Rücken des Gebirges hinstreckten.

Schauer ergriff ihn, denn er dachte dieses Schloß als ein Ueberbleibsel einer ehemals mächtigen Burg, die als Trümmer noch, als die Wohnung von Kröten und Schlangen, Fledermäusen und Eulen, den Stolz nicht abgelegt hätte, mit dem sie einst über das ganze Thal despotisirte. Mit dem Gedanken

an das unaufhaltsame Rad der Zeit, und die unwiderstehliche, alles verzehrende Verwesung, verfolgte er seitwärts den Fußpfad, als er auf einmal eine Stimme hörte, die die Töne einer Harfe begleitete. Die Nachtigall verstummte, der Zephir lispelte leiser in den Wipfeln der Buche, in sanften Schwingungen gleiteten die Silbertöne im Mondenschimmer hin, und die Natur selbst schien dem Adagio zuzuhören.

Wie versteinert stand Wilhelm, und wußte nicht, ob er träume, oder ob er in irgend eine verzauberte, von Feen bewohnte Gegend gerathen wäre. Er wollte fliehen, aber er war wie angezaubert: die Töne rissen ihn hin, er folgte ihnen, es möchte auch daraus entstehen, was da wollte.

Ohne selbst zu wissen, wohin, war er über Felsen und Gebüsche weggerannt, und befand sich nun auf einmal an dem Ausgange

einer finstern Fichten-Allee, wodurch kein Strahl des Mondes dringen konnte. Durch die Allee konnte er gerade in den Schloßhof sehen, woher aus einigen Fenstern Licht schimmerte. Aber noch konnte er nicht entdecken, woher der Gesang, die bezaubernden Harfentöne kamen.

Er schlich sich leise die Allee hinunter. In der Mitte derselben war ein Rondell von hohen Fichten — im Kreise herum Statüen, und vor jeder Statüe eine Rasenbank. Auf einer dieser Rasenbänke, zu den Füßen der Statüe der Hoffnung, saß ein weibliches Geschöpfe, mit dem Rücken an die Statüe gelehnt, die Harfe in der Hand, spielte, und sang den letzten Theil eines Liedes: —

Sie sang:

Ich trage willig meine Leiden:
Ich thu Verzicht auf alle Freuden!
Führt mich zum Opfertische hin,
Da ich bestimmt zum Opfer bin! —

Euch,

Euch, Fichten, werd' ich nicht mehr sehen,
Nicht mehr in eurem Schatten gehen,
Für mich ist alles öd und leer,
Für mich gibts keine Freude mehr.

Mich rührt nicht mehr der blaue Himmel,
Nicht mehr der Sterne sanft Gewimmel,
Nicht mehr des Mondes Silberpracht,
Wenn er auf Fluren niederlacht!

Doch will ich alle meine Plagen
Mit frohem Muthe standhaft tragen,
Es führt aus aller meiner Noth
Vielleicht mich bald ein früher Tod! —

Nach dieses Lebens kurzen Leiden
Folgt eine Kette Seeligkeiten,
Wo weder Gram noch Schmerz erscheint,
Und Unglück keine Thräne weint.

Sie hatte ausgesungen, hing ihre Harfe an den Ast einer Fichte, und blickte seufzend zum Himmel auf. Der Mond warf seine Strahlen gebrochen durch die Fichten auf ihr

Gesicht. Blaß war sie wie eine Lilie; nur sanftes, dämmerndes Abendroth mahlte ihre Wangen: in ihren blauen Augen glänzte eine zitternde Thräne, — auf ihrer hohen Stirne saß Würde und Hoheit, um ihren Nacken rollten ihre blonden Locken, und in sanften Wellen floß das weiße Kleid von ihren schlanken Hüften herab. So war Venus, als sie die lieblichen Ufer von Paphos betrat.

Wilhelm stand starr und unbeweglich. Diese reizende Erscheinung riß ihn ganz aus sich selbst heraus, und machte ihn seine ganze traurige Lage vergessen. Er beschäftigte sich nur mit dem Zauberbilde, das vor seinen Augen stand. Als er so mit sich selbst kämpfte, ob er hin zu ihren Füßen stürzen, oder was er thun sollte, wankte sie die Allee hinab dem Schlosse zu. Leicht war ihr Gang wie der Gang einer Grazie, und doch ernst und feierlich, wie der Gang einer tragischen Muse.

Wie einer, der aus einem angenehmen Traume erwacht — das Zauberbild noch vor seinen Augen stehen, es nach und nach entschwinden sieht, und umsonst die fliehende Täuschung zurück zu halten wünscht, — so stand Wilhelm, unentschlossen, ob er nacheilen, oder zurückbleiben sollte.

Sie war aus seinen Blicken verschwunden. Mit einem Gemische von banger Wehmuth und Hoffnung warf er sich auf die Rasenbank nieder, auf welcher er die reizende Erscheinung bemerkt hatte. Sein Blick war gen Himmel gerichtet. Der Mond beschien das Gesicht der Statüe: — sanft schien sie hernieder zu lächeln auf den Unglücklichen, gleich einem Engel des Lichtes und des Trostes, der dem verirrten Wandrer in Wüsten und unwegsamen Gebirgen erscheint, und ihn wieder auf den rechten Weg geleitet. Wilhelm sprang auf. O du — rief er, indem er ihre Kniee umfaßte: — o du, die du allein das Band des

menschlichen Lebens zusammenhältst, — die du den Bettler wie den König beglückest, die du mit sanfter Hand die Thräne des Weinenden trocknest, und den Schmerz des Unglücklichen mit lichten Aussichten linderst — — verlaß auch mich nicht; — leite mich aus dem schrecklichen Labyrinthe, in dem ich mich befinde; und laß mir das schwache Lämpchen in der schrecklichen Ferne der Zukunft nicht verlöschen, das mir den Weg des Lebens allein erträglich und gangbar machen kann.

Lauter lispelten die Abendwinde, einzelne Wölkchen zogen des Mondes Antlitz vorüber, und Wilhelm sank in sanften Schlummer auf die Rasenbank nieder. —

Kaum erwachte der junge Morgen in Osten, als Wilhelm von seinem Lager aufsprang. Die nächtliche Luft hatte sein Blut in etwas abgekühlet — er dachte etwas zusammenhängender seiner Lage nach; aber sobald die ge-

strige Szene vor seine Seele trat, da fing es von neuem an zu kochen, alle Ueberlegung entwich, und er stürzte die Allee hinunter, dem Schlosse zu, ohne zu wissen, was draus entstehen sollte.

Das eiserne Gitterthor vor dem Schloßhofe, das ihm den Eingang verwehrte, sagte ihm erst, daß es noch sehr früh seye, und im Schlosse alles noch schlafen müsse! — Er lehnte sich an die Mauer, um die Eröffnung abzuwarten. Ach du — rief er — Unbekannte, schönes, reizendes, himmlisches Wesen, das allein meine Seele erfüllt — das allein jede Muskel in mir belebt, — jeder meiner Blutstropfen rege macht — ach du schlummerst vielleicht noch süß, indessen der Unglückliche, der kein ander Glück des Lebens kennt, kein anders wünscht, als dein Anschauen — den Besitz — o nein, dieses Wort darf nicht einmal über meine Lippen kommen — der ohne dich nicht leben kann, — hier steht, und auf

dein Wiedererscheinen harret, wie die trostlosen, hungernden Kinder auf die Wiederkunft ihres Vaters. — Ach, du hast mich nicht bemerket! — Du weißt nicht einmal, daß ich in der Schöpfung existire! — vielleicht — schrecklicher Gedanke! — vielleicht ist dein Herz nicht mehr frei! — vielleicht bist du gar schon auf immer an ein andres Wesen gekettet! — — und doch — o Hoffnung, Tochter des Himmels, geschaffen, den Menschen aufrecht zu erhalten, — weiche itzt nicht von mir! — — — schlummre sanft, — du, wie soll ich dich nennen? — noch weiß meine Empfindung dir keinen Namen zu geben! — schlummre süß, und kein feindseliger Genius störe deine goldene Träume! --

Die Sonne stieg hinter den östlichen Gebirgen herauf, und vergoldete die Wipfeln der Tannen, die ganze Natur war wieder belebt, und nun fing es auch im Schlosse an sich zu regen. Einige Stallknechte gingen itzt über

den Hof, und Wilhelm schrie ihnen zu, daß sie ihm doch das Thor aufmachen sollten; doch sie sahen ihn von der Seite an, und gaben ihm den Rath, zu warten bis der Schließer kommen würde.

Dieser kam endlich auch angetrabet, und maß den jungen Menschen mit großen Blicken, als er ihn von der Nachtluft so entstellt, hier vor dem Thore fand. Er hielt ihn für einen Vagabond, und antwortete ihm auf seine überhäuften Fragen, wer die Herrschaft wäre, wie sie hieße u. dgl. nichts, als daß er nur in die Bedientenstube gehen, und warten sollte, bis die Herrschaft aufstehen würde. —

Er wartete im Bedientenzimmer, und jede Viertelstunde war eine martervolle Ewigkeit, wenn er sich auch über die launigten Fragen der Bedienten, über ihre spöttischen Blicke, über ihre Verachtung weggesetzt hätte. — Endlich wurde er zu dem Herrn des Schlosses gerufen.

Er flog die Treppen hinauf, und stürzte in das Zimmer, wo ihn ein großer hübscher Mann, ungefehr dreißig Jahre alt, von offner, aber etwas rauher Physiognomie, und mit fester männlicher Stimme empfing. Wilhelm wußte auf die Frage, was in seinem Begehren stünde? — nichts zu antworten: er stotterte einige Komplimente her, und durchlief zugleich mit einem gierigen Blicke alle Winkel des Zimmers, ob er die gestrige Erscheinung nicht entdecken könnte. Seine Ungeduld stieg so hoch, daß er, als er das nicht fand, was er suchte, ohne fernere Umschweife wieder fort wollte. Doch der feste, rauhe Ton des Mannes, der ihm zurief, ob er vom Verstande sey, oder die Absicht habe, ihn zum Besten zu haben, brachte ihn wieder zu sich selbst, und unter einem verbindlichen Komplimente bat er um Entschuldigung seines Betragens, indem ihn seine izige, äusserst traurige Lage wirklich zuweilen ganz seines Verstandes beraube; — und der Gedanke sei-

ner Hülflosigkeit, und die Aussicht in eine äusserst dunkle ungewisse Zukunst überfiel ihn izt wirklich so sehr, daß er unter Thränen, die ihm häufig die Wangen herabrollten, mit Feuer und Wehmuth die Hand des Mannes ergriff und ihn um Rettung anflehte.

Mitleiden und Neugierde wurden in dem Manne zugleich rege: er nöthigte den jungen Menschen zum Sitzen, und bat ihn, ihm seine Geschichte zu erzählen.

Es ist allen jungen unerfahrnen Menschen eigen: jedem, der es nur von weitem zu wünschen scheint, alle Geheimnisse des Herzens, Schmerz und Freude, zu erzählen, und sie sind froh, wenn sie Jemand finden, gegen den sie ihr Herz ausschütten können, ohne ihn vorher im Geringsten geprüft zu haben.

Wilhelm trocknete seine Thränen, und schon dadurch, daß er Jemand gefunden hätte,

der an seinen Leiden Antheil nehmen wollte, — getröstet fing er an zu erzählen:

Mein Vater bekleidet eine ansehnliche Stelle am Hofe des benachbarten Landes: er ist fürstlicher geheimer Rath. — Meine Geburt also sowohl, als meine Erziehung von meiner frühen Jugend an, und meine mit Ruhm zurückgelegten Studien gaben mir die gerechtesten Ansprüche auf eine ehrenvolle Stelle in meinem Vaterlande. Alles war auch schon dazu eingeleitet, und schon eine Zeit festgesezt, wo ich von einer Kommission examinirt werden sollte. Doch das Schicksal hatte es anders mit mir beschlossen: und wer kann dem Schicksal widerstreben?

In einem benachbarten Mönchskloster hatte ich einen meiner Jugendfreunde. Ein Herz und eine Seele waren wir gewesen, so lange wir uns kannten, und nicht einmal, hundertmal haben wir uns ewige Freundschaft

zugeschworen. — Die Bigotterie seiner Eltern riß ihn von meiner Seite, riß ihn aus der Welt heraus, und kerkerte ihn in eine Zelle. — Diesen Freund besuchte ich izt.

Doch in welcher schrecklichen Lage fand ich ihn! — Der sonst blühende, muntre Jüngling, der fröhlich, wie ein Schmetterling, der zum erstenmal die Kraft seiner Flügel fühlt, den Mai seines Lebens hinflatterte, und aus jedem Blümchen Leben und Wonne trank — dieser Jüngling, auf dessen Gesichte Gesundheit und Frohsinn vereint lachten, schlich mir izt hohläugig, abgezehrt und bleich, wie ein Gespenst, mit wankenden Schritten entgegen. Seine Umarmung war ohne Leben, ohne Geist! — wie eine verwelkte Rose lag er an meinem Busen, und in seinem matten Auge las ich eine stille Ergebenheit in jedes Leiden, die Folge eines langwierigen Kampfes, eine Verzweiflung, die auf jedes künftige Glück des Lebens Verzicht thut. — Freund,

sprach er mit gedämpfter Stimme, Freund, wie kommst du dazu, die Todten zu besuchen?

Ich staunte — ich starrte zurück! — Du bist unglücklich? — —

Seitdem ich hier in diesen Mauern sitze, ist mir das Wort Glück selbst als Wort betrachtet, fremd geworden! — Hier herrscht bange Wehmuth, Ekel und Ueberdruß des Lebens, Starrheit und Stumpfheit, und der kalte Tod grinset aus jedem Winkel hervor! — Bedaure mich; und fliehe von hier, ehe auch du Tod und Verwesung einhauchest.

Ich soll fliehen, und den schrecklichen Gedanken mit mir nehmen, daß mein Freund hier dahin welke, wie ein junger Eichstamm, dessen Wurzeln der Bergstrom entblößet hat? — Nein, muthe mir das nicht zu! bey jedem Tröpfchen Freude, das das Schicksal in meines Lebens Kelch träufeln würde. in jeder frohen

Minute würde sich dein Bild vor meine Seele stellen, und mir zurufen: Treuloser, du schwelgest in des Lebens Genusse, indem dein unglücklicher Freund unter Jammer und Elend der Grube entgegenwankt! — Nein, das soll nimmermehr geschehen!

Es ist umsonst! — Du kannst mich nicht retten! —

Nicht retten? — was hindert dich das Gewand des Todes auszuziehen, und wieder in das menschliche Leben einzutreten? Reiß diese Kutte von dir, und verlaß den Kerker, in welchen man dich, wider alle menschliche Rechte, gesteckt, und in welchem man dich aller Rechte eines freien Menschen beraubt hat.

Unmöglich! — kennst du nicht unsre bürgerliche Verfassung? Man wird wehe über mich, über den Entehrer des Heiligthums schreien! —

Laß sie schreien! Hat der das Heiligthum verletzt, entehrt, der sich in den Besitz seiner ursprünglichen Rechte, die ihm die Natur mit ins Leben gab, setzt? —

Du weißt nicht, daß sich der Arm der Mönche durch das ganze katholische Deutschland erstreckt?

Es gibt auch noch Länder, in die der Arm dieser Harpyen, zum Troste der Menschheit, nicht reicht! — — kurz, mache nicht viel Federlesens! ich will und ich muß dich retten, und sollte darüber ich, und die ganze Schöpfung zu Grunde gehen. Diesen Abend um 9 Uhr erwarte mich, ich werde dir Kleider bringen; — und für das Uebrige laß mich und den Himmel sorgen. —

Ich eilte fort, besorgte einen ganzen bürgerlichen Anzug, und brachte ihn stückweise unter meinem Mantel in seine Zelle. Er zog

sich an, und wir wollten nun dem Kloster enteilen. Doch alle Thüren waren fest verschlossen, und die Fenster mit dicken eisernen Gegitter verwahret: — was war nun anzufangen? In dieser schrecklichen Verlegenheit fiel uns ein, daß wir uns vielleicht du[illegible] die Kirche einen Ausweg bahnen könnten. Wir schlichen in das Chor, schnitten die Riemen am Blasebalge der Orgel, und den Strang der Klosterglocke entzwei, knüpften die Stücken an einander, und ließen uns daran in die Kirche hinunter.

Das Herz pochte uns vor Freude, als wir uns schon zur Hälfte frei sahen. Wir gingen an die Kirchthüre, und versuchten, ob sie nicht zu öffnen sey. Mit leichter Mühe nahmen wir die Querbalken hinweg, die zu mehrerer Sicherheit vorgelegt waren, und nun hatten wir nur noch die Riegel aufzuziehen, die oben und unten das ganze Thor hielten, und wir hatten ohne Mühe, ohne

Verletzung des Hauptschlosses das ganze Thor öffnen können, und dann wären wir ganz und gar frey gewesen. Doch in diesem Augenblicke kam ein Mönch auf das Oratorium, das seitwärts an der Kirche angebracht war — um hier wider seine nächtlichen Skrupel Schutz und Hülfe zu suchen. Er hörte das Geräusch unten in der Kirche, hielt uns für Kirchenräuber, und in weniger als drey Minuten war alles im ganzen Kloster rege, die Sturmglocke wurde gezogen, und von allen Seiten strömten Mönche, Bediente und Bauern mit Stangen und Knippeln herzu. Die Kirchenthüre wurde von aussen aufgesprengt, und man erkannte uns, und errieth unsre Absicht. Man riß meinen Freund von meiner Seite: der dickwanstige Prior schrie den Bauern zu: auch diesen ergreift; er soll mir schwer büßen, der Entehrer des Heiligthums! Doch ich ergriff ihn, warf ihn wider die Wand, daß er ohne Besinnung da lag, riß einem Bauern den Prügel aus der Hand, schlug mich durch die

Menge

Menge durch, und entkam glücklich in den nächsten Wald.

Die Dunkelheit der Nacht, und das Dikkicht des Waldes schützten mich vor fernerem Nachsetzen. Ich setzte mich auf einen Baumstrunk, um mich zu erholen. Hier dachte ich über meine Lage nach, noch mehr aber trieb mir die Lage meines Freundes, die nun zehnmal schrecklicher, als sie vorher war, werden würde, die bittersten Thränen aus den Augen. Ich verfluchte meine Voreiligkeit, die alles verdorben hatte, und beschloß von neuem alles für meinen Freund zu wagen.

Unterdessen hörte ich nach und nach in allen umliegenden Dörfern die Sturmglocke ertönen. Ich kletterte auf eine Tanne, und sah, wie die Bauern allenthalben mit Laternen unter großem Getöse herbeieilten. Der Wald um mich wurde nach und nach wieder belebt, und es war Zeit an meine eigene Sicherheit zu denken.

Ich lief fort, daß mir die Zweige um Nase und Ohren schlugen, und das Blut vom Gesichte herablief. Doch wo sollte ich hin? Nach Hause durfte ich nicht, wenn ich nicht in die Klauen der heiligen Inquisition gerathen wollte, die in meinem Vaterlande eben so tiefe Wurzeln geschlagen hat, als in Spanien: mein ganzer Geldvorrath bestand nur in einigen Thalern; ich hatte nur die unentbehrlichsten Kleidungsstücke auf dem Leibe, ja selbst meinen Mantel hatte ich in dem Getümmel zurücklassen müssen: wie konnte ich also an eine weite Reise denken? — und über die Gränze mußte ich doch schlechterdings! — was war da anzufangen? —

Ich lief unaufhaltsam fort, und als der Tag anbrach, war ich schon einige Meilen entfernet. Ich versteckte mich den Tag über in einem Kornfelde, und nahm nur die Nächte zu Hülfe. Mein Geldvorrath ist nun vollends aufgezehrt! — ich bin ohne Aussicht, ohne

Hoffnung, ohne Unterstützung in die große Welt hineingeworfen, und ich werde ein Raub der Verzweiflung werden müssen, wenn Sie sich meiner nicht annehmen.

Hier endete er. Der Mann machte ein bedenkliches Gesicht, und gieng ein paarmal in der Stube auf und nieder. Endlich wendete er sich wieder zu Wilhelm: Sie haben sich — sprach er — hier in eine schlimme Lage versetzt! — sie haben sehr unüberlegt, sehr unvorsichtig gehandelt! — Es ist immer unrecht, besonders für einen jungen Menschen, wie sie sind, mit frecher Hand in die Konventionen ganzer Völker einzugreifen, und da reformiren zu wollen, wo, um eines höhern Gutes willen, durchaus keine Reformation statt finden kann, keine statt finden darf. Die Klöster sind nun einmal da, sie sind mit Bewilligung mehrerer Millionen da! — ist es nicht die thörichtste Unverschämtheit, wenn ein einzelner junger Mensch, der die Welt,

und ihren Gang noch nicht einmal kennt, — wenn der auftreten und sagen will zu allen den Millionen: „Höret mich! ihr seid blind, ihr seid dumm, — ihr handelt unrecht!"

„Ich bitte um Vergebung, ich — —"

Ich weiß, was sie sagen wollen, und ich will es gar nicht beantworten. Religion bleibt immer Religion, und als Religion betrachtet ist ihr Jeder Hochschätzung und Verehrung schuldig, und mag auch noch so viel Unwesentliches, noch so viel Menschliches und Willkührliches mit unterlaufen; denn Religion ist das erste und wesentlichste Band, das Völker und Staaten aufrecht hält, und an einander kettet. — Sie haben gefehlt, und tragen nun die Strafe ihres Vergehens. Doch sie sind jung, und nur in dieser Rücksicht, und mit der Hoffnung, daß dies ihren unzeitigen Eifer bessern wird, will ich mich ihrer annehmen, doch nur unter der Bedingung,

daß sie von ihrer Geschichte keinem Menschen, und zu keiner Zeit eine Silbe entdecken wollen. — Er sah ihn hierbei sehr durchdringend und bedeutend an.

Ich verspreche alles! —

Gut! — Sollten sie aber diese Bedingung je verletzen, dann wehe ihnen! dann kann es ihnen fürchterlich ergehen. Ich bin der Herr von Dorneck. Sie sollen bei mir die Stelle eines Haussekretärs versehen, bis sich bessere Aspekten für sie zeigen werden. — Kommen sie, ich will ihnen ihre Geschäfte anweisen.

Wer war froher, als Wilhelm? er däuchte sich glücklicher als ein Fürst — die Zukunft lag leicht vor ihm wie ein schöner Garten von der aufgehenden Sonne bescheinet, und seine schöne Unbekannte war die erste, die reizendste Blume in diesem Garten. Schon baute er

sich Luftschlösser, schon sah er das Mädchen an seinem Busen liegen, und muntre Kinder um ihn herum hüpfen! — Ach der Unglückliche! er wußte nicht, was das Schicksal noch für ihn aufbehalten hatte! —

Mit seligen Gefühlen, die nur zuweilen der Gedanke an seinen unglücklichen Freund unterbrach — mit Lobeserhebungen und Danke für seine Unfälle, die ihn diesem Glücke entgegengeführt hätten, erreichte er eine Schreibstube. Herr von Dorneck wies ihm hier seine Arbeit an, und verließ ihn mit der nochmaligen Warnung, ja die gesezte Bedingung nicht zu übertreten.

Er eilte die Papiere flüchtig durch, aber an Arbeiten war für jezt nicht zu denken. Er dachte an die gestrige Erscheinung: welche Seligkeit, dieser Erscheinung so nahe zu seyn! — — aber Todesschauer fuhr ihm durch die Seele, wenn er sich den Gedanken, den höchst

wahrscheinlichen Gedanken dachte, daß sie die Gattin des jungen Mannes seyn könnte! —

Unterdessen trat sie in das Zimmer — völlig so gekleidet, wie Wilhelm sie gestern Abend gesehen hatte. Er hatte ihre Reize gestern nur halb bemerkt: jezt stand sie vor ihm da, und mit gierigem Heißhunger sog er alle ihre Züge in sich! Ihr Gesicht war rund wie die Scheibe des Mondes: auf ihrer Stirne saß Bescheidenheit und Würde; ein paar schwarze Augenbraunen beschatteten ihre blauen Augen, aus denen Sanftmuth und freundliches Wohlwollen lachten; ihr Mund glich der jungen Rose, die sich eben den Strahlen der aufgehenden Frühlingssonne öffnet, und in ihrem Kinne war jenes Grübchen, das sich der Sohn der Cythere von jeher zu seinem Wohnsitze gewählet hat. —

Mein Herr, sprach sie, indem sie sanft erröthete — wenn es Ihnen gefällig ist, so

will ich Ihnen Ihr Zimmer anweisen! — —
Wilhelm konnte keinen Laut hervorbringen —
er machte ein stummes Compliment, nahm
seinen Hut und lief, da sie die Thüre öffnete
und ihm den Vortritt anbot, ohne fernere
Umstände voraus, und die Treppe hinauf.

Sie führte ihn in eine geschmackvoll meublirte Stube, von wo aus sich die herrlichste
Aussicht über das ganze große Thal hin erstreckte. Stolz hob in der Ferne eine Stadt
ihre blauen Thürme empor, von gewerbsamen
Flecken tönte muntres Getöse, und friedliche
Dörfchens lagen traulich zwischen blühenden
Obstbäumen versteckt: — in weißen Silber-Adern durchschnitt die Schwarzach die Wiesen
und Felder, die mit dem reichsten Segen der
Natur prangten, und freudiges Geblöke der
weidenden Heerden tönte weithin vom Gebirge
zurücke. — Doch dieß alles, worüber sonst
der fühlende Jüngling in frohes Erstaunen gerathen wäre, rührte ihn jezt nicht! er warf

sich auf einen Stuhl, das Gesicht gegen die Thüre gekehrt, und mit traurigem Blicke sah er seiner Führerin nach, die wieder die Treppe hinunter eilte.

Sie kam nach einigen Minuten wieder, mit feiner weißer Wäsche auf dem Arme. Dies ist zu ihrem Gebrauche — sprach sie — verzeihen Sie, daß es nicht neu ist; es sollen sogleich Anstalten getroffen werden, daß Sie ganz neue Wäsche bekommen! bis dorthin muß ich Sie bitten, sich zu behelfen, so gut es gehen mag.

Der sanfte Ton, das herablassende, anspruchslose Wesen bezauberte ihn. — Madame, rief er, indem er mit Feuer ihre Hand ergriff, — gnädige Frau — — Um Vergebung, antwortete sie, indem sie ihre Hand zurückzog, weder das eine noch das andere! — der, den sie vielleicht für meinen Mann angesehen haben, ist mein Bruder; — er ist noch unverheira-

thet! — — Nun Dank dir, ewige Vorsehung! — schrie Wilhelm in der höchsten Exstase seines Gefühles auf — o gnädiges Fräulein, Sie haben mir das Leben, — noch mehr, Sie haben mir für meine erlittenen Leiden und Unfälle die schönste Entschädigung gegeben! — Sie erröthete, und wollte sich wegbegeben; und izt erst bemerkte Wilhelm seinen Fehler: — er suchte wieder einzulenken: — verzeihen Sie mir, Sie haben das, wie ich sehe, mit jeder schönen Seele gemein, daß Sie selbst für die schönsten Handlungen nichts von Dank wissen wollen! — und doch — ich kann meinen Dank nicht in mein Herz verschließen! — gestern noch war ich ein unglücklicher Flüchtling, ein Fremdling in Gottes weiter Welt; — und heute lacht mir in der Mitte einer edlen Familie das Leben mit neuen Reizen entgegen.

„Ich wünsche, daß Sie sich nie betrogen finden mögen.“

Das wünschen Sie mir? gnädiges Fräulein! o nun bin ich der glücklichste Sterbliche; denn diesen Wunsch einer so schönen Seele kann der Himmel nicht unbelohnt lassen, wenn er nicht aufhören will gerecht zu seyn. Nein, gnädiges Fräulein, ich werde mich nicht betrogen finden! — Wie wäre es möglich, daß ein solches Gesicht — —

„Sie verzeihen! ich habe die Küche zu besorgen, und da gibt es noch manches zu thun! — Besehen Sie einstweilen unsre Gegend! — wenn Sie ein Liebhaber schöner Naturszenen sind, so wird sie Ihnen gewiß gefallen."

Sie ging, und ließ ihn in dem sonderbarsten Gemische sich durchkreuzender Ideen von banger Ahndung, Sehnsucht, Liebe, Furcht und Hoffnung zurücke.

Man ging endlich zu Tische. Die Tischgesellschaft war sehr klein; sie bestand nur aus

den drei Personen, dem Herrn von Dorneck, seiner Schwester, und Wilhelm. Es wurde sehr wenig gesprochen. Nach dem Tische schlug Herr von Dorneck einen Spaziergang vor, und Wilhelm nahm ihn mit Vergnügen an, doch schwand alle seine Freude, als Herr von Dorneck zu seiner Schwester sagte: Julchen! besorge uns unterdessen den Kaffee, — in einer Stunde sind wir wieder hier! — Sie wünschte den beiden Herren eine gute Unterhaltung, und begab sich hinweg. Verdrüßlich über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen, holte Wilhelm seinen Hut, und folgte dem Herrn von Dorneck stillschweigend nach.

Der Weg ging durch einen sehr netten blühenden Garten in einen Büchenwald, dessen angenehme Kühle und Dunkelheit zum Schwärmen einzuladen schienen. Es war der Lieblingsspaziergang des Herrn von Dorneck, und er wunderte sich sehr, daß Wilhelm kein Wort sprach, wo er doch hofte, daß er in

laute Lobeserhebungen, in lautes Entzücken ausbrechen würde. Endlich brach er das Stillschweigen.

Dorneck. Wie gefällt ihnen unsre Gegend?

Wilhelm. Sie ist sehr reizend.

Dorneck. Sie lieben vermuthlich die Einsamkeit nicht?

Wilhelm. Bitte um Verzeihung: der Mensch gehört nie mehr sich selbst, als in der Einsamkeit.

Dorneck. Auf ein Paar Augen, die an städtische Pracht, an städtischen Luxus, an städtisches Getümmel gewöhnt sind, können freilich eine Gruppe Bäume, ein hübscher Wasserfall, ein grüner Rasen, eine schöne Aussicht und dergleichen, keinen Eindruck machen.

Wilhelm. O glauben Sie mir, oft, wenn mich das lermende Getöse auf den Stra-

ßen an jeder ernsten Beschäftigung hinderte, wenn ich sehen mußte, daß unter der gleißenden Maske, die der Luxus vorgenommen hatte, Mangel und Elend auf allen Seiten hervorguckten, wenn ich täglich und stündlich erfahren mußte, daß Egoismus und Eitelkeit die einzigen Triebfedern waren, die das städtische Gewimmel, einen ganzen Klumpen Menschen, in beständiger Aktivität erhielten, und daß die Zahl der Menschen, die das Gute deßwegen thun, weil es gut ist, — sich zu der übrigen Classe wie 1 zu 1000 verhalte — wenn ich von Stutzern und Koketten umflattert, und von Schwätzern bis auf den Tod ermüdet war — da entlief ich den städtischen Zirkeln, und flehte die Vorsehung auf meinen Knieen an, mir fern von den Städten und ihrem Verderben, ein einsames Plätzgen auf dem Lande zu gönnen, wo ich unbekannt und ungestört, mir und denen leben könnte, die das Schicksal und die Natur an mich ketten würde. —

Dorneck. Ihre Gesinnungen machen ihnen Ehre. Das Glück, das sie sich wünschen, wird ihnen nicht entgehen, wenn sie sich ernstlich darum bemühen.

Wilhelm. O ich bin schon glücklich, und werde es jeden Tag noch mehr werden, wenn Sie mich Ihrer Unterstützung nicht unwerth halten. —

Dorneck. Wahrhaftig die Stadt kommt mir vor wie eine Uhre. Das Metall hat der Künstler ohnehin nur leicht vergoldet, und die beständige Friktion, das beständige Ineinandergreifen der Räder nimmt die körperliche Vergoldung in den ersten Monaten wieder hinweg. — Es freut mich, wenn sie sich bei mir zufrieden finden. So stille und häußlich, wie wir diesen Tag verlebten, verleben wir alle Tage des ganzen Jahres. Ihre Arbeit ist nicht überhäuft, nicht drückend — brauchen sie in den Freistunden ihre Bequemlichkeit, an-

beiten sie für sich, studieren sie, gehen sie spazieren! — kurz sie sind da ganz ihr eigener Herr. —

Wilhelm. Ich danke Ihnen unendlich, und versichre Sie heilig, daß mein ganzes Bestreben dahin gehen soll, dieser Güte von Tag zu Tag würdiger zu werden.

Dorneck. Wie ist's nun mit ihrer Familie? — man wird ihrentwegen in Sorgen seyn! — wollen sie nicht schreiben? —

Wilhelm. Ich werde heute noch an meinen Vater schreiben. —

Dorneck. Doch wünschte ich nicht, daß sie ihm ihren Auffenthalt entdeckten, es könnte schlimme Folgen für sie haben. Es ist ja genug, wenn er weiß, daß sie nicht unglücklich sind.

Wilhelm. Ich werde Ihren Rath befolgen.

Sie waren unter diesem Gespräche zurück in den Garten gekommen. Hier kamen ihnen ein Paar dickwanstige Kapuziner entgegen gewackelt. Von weitem schon konnte man ihre Gegenwart riechen, denn sie hatten mit ihrem äusserst lästigen Naturalgeruche schon den ganzen Garten erfüllt. Ihre kahlgeschornen Köpfe glänzten, als wären sie mit Speck beschmiert: die kleinen Augen steckten ihnen tief im Gesichte, ihre Stirn und Nase war wie Zinober, von ihren aufgedunsenen Wangen lief das Fett herunter, wie von einem Braten, der am Spieße schwitzt; ihr rother Bart war so breit als die Oeffnung des Mundes betrug, ganz weiß gebleicht, auf ihrer Kutte waren von vielen Jahren her die Ueberbleibsel von vielen hundert Speisen noch sichtbar, ein derber Knotenstrick hielt ihre Bäuche, wie ein eiserner Reif ein morsches Weinfaß, zusammen, und ihre nackten Füße glichen den Füßen eines Fischgeiers, der in Sümpfen und Morästen nach seiner Nahrung herumwadet.

Diese Menschen, die der Arbeit überdrüssig, in die Klöster laufen, hier das Gelübde der Keuschheit ablegen, um keine Kinder ernähren und erziehen zu dürfen, die ewige Armuth schwören, um im privilegirten Müßiggange, auf Kosten der Laien, und von ihrem Schweiße zu schwelgen — diese Menschen laufen zu Hunderten, in ganzen Horden, auf dem Lande herum, geben dem Landmanne statt seinen Viktualien, beklekste Papierchen und gedörrtes Gras, machen ihn weiß, es säßen göttliche Kräfte darin, verbreiten und befördern den Aberglauben, verfolgen die, die zur Ehre der menschlichen Vernunft dem Unwesen steuern wollen, mit Bann und Inquisition, bringen in friedliche Familien Zwietracht und Elend, verführen Weiber und entehren Töchter, und verderben die Sitten auf eine fürchterliche Art. Und doch — wer kann es glauben, der die schreckliche Erfahrung nicht selbst gemacht hat! — doch reißt der Landmann seinen Hut schon vom Kopfe, wenn er in der

Entfernung von dreißig Schritten ein solches Ungeheuer bemerkt, — und ruft: seht, da kommt der heilige Mann! — — und wehe dem, der nicht ebenfalls seinen Hut abnehmen, und mit rufen würde!! — O Religion, die du bestimmt bist, das ganze Menschengeschlecht, so wie jedes einzelne Mitglied desselben zu beseligen, was ist aus dir geworden! man weicht von seiner Bestimmung ab, man schwelgt im Müßiggange von dem Marke seiner Mitmenschen, man erhält und bestärkt ihn im Irrthume, man verdirbt die Sitten, man mordet die Unschuld, ja man hört auf ein Mensch zu seyn! und dieß alles in deinem Namen!! — o man möchte Blut weinen, wenn man das alles mit ansehen muß, und nicht im Stande ist, zu helfen!!! —

Mit grinsendem Lächeln wackelten die beiden Ermenschen auf den Herrn von Dorneck zu, der ehrerbietig seinen Hut abnahm, und sich von ihnen segnen ließ. Wilhelm machte

große Augen! dieß hatte er von dem Herrn von Dorneck nicht vermuthet. Er machte ein flüchtiges Kompliment, und eilte auf sein Zimmer.

Voll Unmuth warf er sich hier auf einen Stuhl. Nun — sprach er zu sich selbst — nun kann ich mir seine gestrigen Vorwürfe erklären! — er ist ein Mönchsknecht! — armer Wilhelm, hier ist deines Bleibens nicht! hier bist du unsichrer, als in deiner eigenen Vaterstadt. Ja, ich will wieder fort, hinaus in die Welt, hin, wohin mich der blinde Zufall führen wird! — — Aber Julie! — nein, ich kann nicht ohne dich! mit dir auf die unwirthlichen Eisgebürge von Grönland! ohne dich nicht einen Schritt von hier, und sollte mich das Gefolge der heiligen Inquisition mit glühenden Zangen kneipen.

Beim Abendessen, wo sichs die beiden Mönche weidlich schmecken ließen, war Julie

äusserst stille und niedergeschlagen! sie wagte es nicht aufzublicken, nicht einmal zu seufzen. Wilhelm sprach ebenfalls kein Wort; — nur die beiden Mönche, die sich tapfer an die Weinbouteillen hielten, erzählten ihre Anekdötchens, und belachten ihre eignen Späßchens. Endlich stand man vom Tische auf, und Wilhelm beurlaubte sich, und ging auf sein Zimmer.

Um sich zu zerstreuen, ging er den folgenden Tag nach Tische spazieren. Der Zufall führte ihn an den nemlichen Platz hin, wo er den vorigen Tag mit dem Herrn von Dorneck gewesen war. Anmuthige Kühlung wehte durch die lispelnden Buchen, und der weiche, grüne Rasen, und das Geplätscher der Wellen, die sich von einem Felsen herabstürzten, unten ein Bächelchen bildeten, und dann murmelnd und traulich miteinander in das Thal hinunter eilten, — luden zur Ruhe ein.

Wilhelm warf sich neben dem Bächelchen in das Gras, und sah den Wellen zu, wie

sich muthwillig, eine die andre verfolgten. — Ach, — sprach er zu sich selbst — dieser Bach ist das wahre Bild des menschlichen Lebens. Oben stürzt er sich den Felsen herunter; — das ist der gewaltsame Sprung des Menschen vom Nichtseyn in das Seyn. Dort sammelt sich das Wasser, und fließt langsam und in stiller Ruhe ungetrübet bis hieher an diese Dämmung! — Das ist das Bild unsrer frühen Jugend, unsrer Knabenjahre, wo wir munter und fröhlich einen Tag wie den andern hinleben, und nichts von Kummer und Sorgen wissen. Doch hier steigt das Wasser die Dämmung hinauf, fällt auf der andern Seite schnell hinunter, kann sich nicht mehr halten, eilt in voller Hast hinunter und immer hinunter, wird an manchen Stein geworfen, muß manche Unreinigkeit mit sich fortnehmen, bis es sich endlich in einem See, oder in einem Flusse verliert. So werden auch wir, wenn wir die Dämmung der Knabenjahre erstiegen haben, jenseits in das Jünglings- und Man-

nes Alter hinabgeschleudert, von Leidenschaften und Sorgen unaufhaltsam fortgerissen, und verlieren uns endlich im Getümmel der großen Welt, und in dem Pfuhle des Todes? — — Arme Wellchen, warum bliebt ihr nicht ruhig in eurer ersten Eindämmung? — armer Knabe! warum sehnest du dich nach den Jünglings- und Mannes-Jahren? —

Er hörte izt etwas hinter sich rauschen! — er sah sich um, und wer war es? — Julchen! — Wilhelm sprang voll Verwirrung auf, eilte ihr entgegen, und bat sie um Entschuldigung! —

Julie. Weswegen bitten Sie mich denn um Entschuldigung, lieber Herr Sekretär! — ich muß Sie um Entschuldigung bitten, denn ich habe Sie vielleicht in einer philosophischen Unterhaltung gestört! —

Wilhelm. Nicht doch, gnädiges Fräulein! nicht doch! —

Julie. Sie waren doch sehr vertieft; — und ich glaube nicht, daß Sie einem unwichtigen Gegenstande eine so strenge Aufmerksamkeit widmen!

Wilhelm. Ich dachte nach, wie lächerlich es von dem Knaben und von dem Mädchen ist, die mit ihrer Jugend nicht zufrieden, sich den Zeitpunkt herbei wünschen, wo sie als Jünglinge und Männer, als Gattinnen und Mütter in den menschlichen Gesellschaften auftreten können! —

Julie. Warum das? —

Wilhelm. Ach gnädiges Fräulein, die goldene Zeiten, wo mich jedes Spielwerk beglücken konnte, wo ich kein Bedürfniß hatte, das mein Vater oder meine Mutter nicht auf der Stelle befriedigen konnten, wo mich jeder Baum, jedes Blümchen in frohes Entzücken versetzte, diese seligen Zeiten sind vorbei! — ach könnte ich sie zurückrufen! — könnte ich meine Knaben-Jahre zurücke kaufen, mit mei-

nem Herzblute wollte ich es! Da tändelte ich fröhlich meine Tage hin; — da wußte ich nichts von Mißmuth, ausser wenn etwa eine meiner Spielsachen verdorben oder zerbrochen wurde; — da rissen mich keine Leidenschaften zu unüberlegten Handlungen hin. Da war ich nicht ein Spiel meines eignen Herzens! — ach, gnädiges Fräulein! da war ich nicht unglücklich, wie ich izt bin!! —

Julchen. Um Vergebung, Herr Sekretär, Sie widersprechen sich! Ich bin nun wohl überzeugt, daß wir einfache Waldbewohner hier Sie nicht glücklich machen — daß wir Ihnen ihre städtischen Zirkel, mit unsrer einförmigen Lebensart ihre städtischen Vergnügungen nicht ersetzen können; und daß also in Ihrer Seele dadurch eine große drückende Leere entstanden seyn müsse; — — doch sagten Sie mir gestern selbst — wenn es kein leeres Kompliment war — daß Sie glücklich wären!! —

Wilhelm. Ach, gnädiges Fräulein! was gestern wahr war, das ist heute nicht mehr wahr! — ich lebe mit meinem Herzen im ewigen Widerspruche: ich bin ein schwaches Schilfrohr, das der Sturm des Schicksals heute gegen Norden, und morgen gegen Süden beugt: mein Herz weiß manchmal nicht, was mein Mund spricht, und meine Zunge kann manchmal keine Worte finden das zu bezeichnen, was mein Herz fühlt. O glauben Sie mir, kein Unglück, kein Elend, keine Noth, kein Mangel ist so drückend, so fürchterlich, als ein innerer Kampf mit sich selbst, ein Bedürfniß unsrer Seele, das sich nicht befriedigen läßt, und dessen Befriedigung doch so nahe liegt! Diese schreckliche Lage haben schon die alten Dichter unter ihre Höllenqualen gezählet, und die Wahrheit derselben unter dem Bilde des Tantalus vorgestellt, der mit einem rasenden Durste mitten im Wasser sitzt, das von seinen Lippen flieht, so oft er es zu erreichen sucht. — — Ich habe den unseligen

Kampf mit Leidenschaft und widrigem Schicksale lange genug unermüdet bestanden; — nun aber will ich gleich einem ermüdeten Hirsche, der seine rühmlichen Geweihe in den Sand legt, mich zur Erde bergen, und verbluten! — Ich kann nie glücklich werden! —

Julie. Sie mögen sich wohl ein zu hohes Ideal von Glück aufgestellet haben, ein Ideal, das über die Grenzen der Möglichkeit hinaus ist.

Wilhelm. Wie mancher wohnt in Pallästen, an denen mehrere hundert Menschenhände viele Jahre hindurch mühsam gebauet haben! — Ich wünsche mir keinen Pallast, nur ein ärmliches Hüttchen, fern von der großen Welt und ihrem Getümmel, ein Hüttchen, an dem kein Gold, kein Silber, kein Marmor verschwendet ist, sondern das mich nur vor Wind und Wetter schützt! — Ist der Wunsch unbescheiden? — Wie Mancher dehnet seine Herrschaft über mehrere hundert

Meilen unsrer Erde aus: — ich wünsche mir nur ein kleines, kleines Stückchen Land, woraus ich meine Nahrung ziehen kann; — ist der Wunsch unbescheiden? Wie Mancher besitzt eine unmäßige Menge Gold, Silber, Edelsteine, und andre dergleichen Bedürfnisse und Spielereien des menschlichen Luxus! — Dieß alles verachte ich, und bin zufrieden, wenn mir Mutter Erde ihren Segen nicht versagt; ist das unbescheiden? Doch ja, gnädiges Fräulein! einen Wunsch hab' ich, der unbescheiden, sehr unbescheiden ist! einen Wunsch, der mich um so unglücklicher macht, je tiefre Wurzeln er in meiner Seele geschlagen, je unzertrennlicher er von meinem Herzen, und je höher er über alle Möglichkeit hinaus ist.

Julie. Dann wären Sie ja zu bedauern?

Wilhelm. Ja das bin ich, das bin ich! — o gnädiges Fräulein! wenn Sie wüßten — wenn ich reden dürfte — — doch nein,

verstumme unglückliches, zerrissenes Herz, — verstumme! — nimm deinen Kummer und deine Leiden mit ins Grab! — dir ist nicht zu helfen!! —

Julie. Das weiß Gott, daß ich nicht aus Neugierde Jemanden seine Geheimnisse entlocken will! — Doch wollen Sie sich mir anvertrauen, und ich kann zur Linderung ihrer Leiden etwas beitragen, so seyn Sie versichert, daß ich keine Aufopferung unterlassen werde.

Wilhelm. Das wollten Sie, gnädiges Fräulein! das wollten Sie? — O Sie geben mir das Leben wieder! — — und doch — nein, nein — ich kann, ich darf es nicht wagen! — — Ich bin ein Fremdling — erst zwei Tage — und das durch Ihre Güte — hier; — und ich sollte schon — — nein, nein! ich will schweigen und sterben.

Julie. Ist der Fremdling nicht auch Mensch? — verdient er nicht eben so gut, ja noch mehr Hülfe und Unterstützung? — ach

es ist traurig genug, daß auf dieser Erde, auf der wir alle insgesamt Einheimische sind, der Mensch dem Menschen fremd geworden ist! —

Wilhelm. Sind Sie überzeugt, daß ich kein Vagabond, kein Leichtsinniger bin, der ihres Mitleides unwerth ist?

Julie. Ich bin zwar jung und unerfahren; aber soviel weiß ich doch, daß ich den Vagabond, den Leichtsinnigen, den Unwürdigen in der ersten Stunde eben so gut erkennen würde, als ich erkannt habe, daß Sie kein gemeiner Unglücklicher sind!

Wilhelm. Ja, gnädiges Fräulein! wenn je Geburt und Erziehung Ansprüche auf Glück geben, so hätte ich sie. — Doch wozu das? — warum berühre ich zu meiner eignen Quaal Dinge, die ich nicht berühren darf! Ich bin ja ohnehin überzeugt, daß Sie den Mann nicht nach seiner Geburt, sondern nach seinem Herzen schätzen.

Julie. Also verscheuchen Sie allen Gram, alle Mißlaune! — vertrauen Sie sich mir, vielleicht kann ich Ihre Lage in etwas verbessern.

Wilhelm. Ja, das können Sie, gnädiges Fräulein, das können Sie!

Julie. Und auf welche Art? — sprechen Sie! —

Wilhelm. Erinnern Sie sich noch, was ich mir wünschte, um ganz glücklich zu seyn? — — Fern von der Stadt und ihrem Verderben eine Hütte, in welcher ich wohnen, und ein Stück Landes dabei, das ich bebauen, und woraus ich meinen ärmlichen Unterhalt ziehen könnte.

Julie. Dieß alles zu erhalten, wird es wenig Mühe kosten.

Wilhelm. Aber ich bin keiner von den Menschen, die sich aus kranker Philosophie, oder aus irrigem Religionseifer ganz und gar von der Menschheit losschwören, und sich in

Wüsteneien und Wälder vergraben. — Ich habe keinen Beruf zum Eremiten, obwohl ich die Einsamkeit sehnlichst wünsche. Ein menschliches Wesen, dessen Seele mit der meinigen harmonirt, dessen ganzes Glück nur in meinem Glücke, dessen Ruhe nur in der meinen besteht, das mir zur Stunde der Widerwärtigkeit mit theilnehmender Hand meine Thränen trocknet, das jedes Blümchen der Freude auf dem Wege des Lebens freundlich mit mir pflückt, jedes Tröpfchen Genuß fröhlich mit mir theilet; ein Wesen, das — kurz, eine liebende Gattin muß mir in die Einsamkeit folgen, wenn ich glücklich werden soll. O gnädiges Fräulein, welch ein seliges, beneidenswehrtes Loos; — ein einsames Hüttchen am Fuße irgend eines schützenden Gebirges, von einem murmelnden Bächelgen bewässert, zwischen Obstbäumen versteckt!! — ein fruchtbares Gärtchen dabei, und eine fette Wiese, auf welcher ein paar Kühe weiden und muntre Lämmer springen! — Wie süß muß es seyn,

da

da zu arbeiten, wenn eine Gattin, Heiterkeit und Frohsinn im Gesichte, daneben steht und Beifall zulächelt, mit ihrer Hand den Schweiß von der Stirne des Arbeitenden trocknet, oder auch ihre häuslichen Arbeiten verrichtet! — wie süß muß nach der Arbeit das Mittagsbrod schmecken, das ihre Hände zubereiteten! welch ein himmlisches Gefühl, wenn am Abende diese Gattin ihrem Gatten, der von der Arbeit zurückkommt, — ein paar Kleinen an der Hand, — entgegen geht, und sich dann alle auf dem grünen Rasen, unter einem duftenden Apfelbaume, oder unter einem mit Segen beladenen Kirschbaume setzen, und das einfache Abendbrod mit Friede und Heiterkeit einnehmen! — Was muß so ein Mann fühlen, wenn er seine Saaten, das Werk seiner Hände, blühen und reifen sieht! — wenn er Brod ißt, das seinen eignen Händen, seiner eignen Arbeit, seinem eignen Schweiße zu danken hat. Und entblättert auch der Winter die Buche, und hemmt den Felsenbach in sei-

nem Laufe; hat der Schnee die Blumen von der Erde verjagt, und klappert der Hagel an den Fenstern; welche Wonne, an der Seite eines liebenden Weibchens näher an den wärmenden Ofen zu rücken, sich an die Vergangenheit zu erinnern, und den Nordwind durch das Gebirge hinheulen zu hören!! —

Julie. Ihre Wärme beweiset, daß Ihre ganze Seele an diesem Bilde hängen müsse. Doch dieses Bild liegt keinesweges unterhalb den Grenzen der Möglichkeit! — welches Mädchen wird Bedenken tragen, einen Mann von Ihren Grundsätzen, von Ihrem Herzen sich ganz und gar zu überlassen, und ihm überall, selbst ausserhalb der Welt, zu folgen? —

Wilhelm. Gnädiges Fräulein! wenn Sie in dem nemlichen Falle wären, — wenn Ihnen ein solcher Mann einen ähnlichen Antrag machte, was würden Sie thun? —

Julie. Ich würde das thun müssen, was andre meines Geschlechtes nicht thun wür-

den, wenn ihnen der nemliche Antrag gemacht würde, ich würde mein eignes grausames Schicksal beweinen, und —

Wilhelm. Und? —

Julie. Und den Antrag nicht annehmen.

Wilhelm. Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein! was sagen Sie? — — Ich kann mir nicht helfen! — — ich muß — und dann auf ewig willkommen, Elend und Tod! (er stürzt zu ihren Füßen) Ich liebe Sie, gnädiges Fräulein! ich liebe Sie unaussprechlich, da ich Sie noch nicht kannte, hing mein Herz schon unzertrennlich an Ihnen, und es wird so lange unzertrennlich an Ihnen hängen, bis es sich nicht mehr regt. O verzeihen Sie mir dieses Geständniß, und hassen Sie mich nicht! ich will von hier fliehen, und Sie sollen mich, — nur am Tage des allgemeinen Weltgerichts sollen Sie mich wiedersehen! — nur hassen Sie mich nicht! —

Julie. Nein, ich hasse Sie nicht! — — ich beweine das Schicksal, welches nicht zugiebt, daß ich Ihre Liebe erwiedere. Ich bin schon versagt! —

Wilhelm. Versagt? — Sie sind versagt? Sie sind Braut?

Julie. Ich bin eine Braut des Himmels?

Wilhelm. Eine Braut des Himmels? — o ich bitte Sie um Gotteswillen! sprechen Sie deutlicher, ich verstehe Sie nicht!

Julie. Ich gehe in das Kloster! —

Wilhelm. In das Kloster? Sie gehen in das Kloster? o gütiger Himmel, der du alle Menschen zum Glücke, und keinen Einzigen zum Unglücke geschaffen hast, o gib mir in dieser schrecklichen, süßen Stunde eine allmächtige Beredsamkeit in meine Zunge, denn es gilt die ganze irrdische Glückseligkeit eines menschlichen Wesens, das eines dauerhaften, unverfälschten, reinen Glückes würdig ist!

— — Sie wollen in ein Kloster gehen? — wissen Sie auch, was Sie thun? kennen Sie das Wesen der Klöster? Sie haben vielleicht die glänzende Aussenseite gesehen, — man hat ihnen vielleicht das Kloster als ein Paradies beschrieben, in welchem Friede und Freundschaft, Eintracht und Ruhe, Heiterkeit und innere Zufriedenheit, in welchem Menschenglück in dem ursprünglichen Glanze der ersten Schöpfung blühen? — aber ihr — und keines Laien Auge — dringt in das innere schreckliche Dunkel der Klöster, bis es zu spät ist, ohne Schaden wieder zurück zu kehren! Ich habe die Klöster kennen gelernt; — aber diese Kenntniß hat mich auch um alle meine glänzenden Träume von Glück, um meine Eltern und Anverwandte, selbst um mein Vaterland gebracht! — Die Klöster sind Gräber, von aussen mit Gras und Bäumen bewachsen, von innen aber voll des abscheulichsten Moders, voll Gestank und Verwesung. Hier höret die Menschheit auf, hier muß man allen mensch-

lichen und bürgerlichen Rechten entsagen: hier hört Freiheit und Selbstständigkeit auf, und nicht nur alle physische Handlungen, sondern auch sogar die geheimsten Gedanken und Wünsche des Herzens sind dem Willen eines eigensinnigen, dummen oder boshaften Abtes, Priors oder Aebtissin untergeordnet: — hier ist an keine Ruhe zu denken; selbst um Mitternacht, wenn sich die halbe Schöpfung von den Mühseligkeiten des Tags erholet, reißt klösterlicher Despotismus aus dem Schlafe, und schleppt zu einer Beschäftigung hin, die dem Himmel eben so wenig angenehm seyn kann, als sie der Welt nützlich ist: — hier im innern Dunkel ist an keine Freundschaft zu denken, die doch allenthalben so schön, so glänzend als Köder ausgeworfen wird, um daran den Unwissenden in die Höhlen des Todes zu ziehen: — eigne Gesetze der Ordensstifter verbieten ausdrücklich alle Privatfreundschaft, und wehe dem, der es wagt, seinen Bruder in seiner Zelle zu besuchen! ein immer=

währendes Stillschweigen, das des Tages allerhöchstens eine einzige Stunde unterbrochen werden darf, — verhindert alle Geselligkeit; ja selbst bei Tische, wo sich jeder Mensch erholet, und wo nur freundschaftliche Gespräche die Speisen und Getränke würzen, selbst hier hören die Fesseln des Stillschweigens nicht auf! — hier ist der Neid mit allen seinen Plagen zu Hause! — ein einziger günstiger Blick des Obern kann in den Herzen aller Uebrigen einen tödtlichen Haß anfachen! welche Höllenqual, täglich Menschengesichter sehen zu müssen, von denen man gehasset wird, ja mit ihnen zum Tische und zum Altare gehen zu müssen! — — und dann wenn alles dieses nicht wäre, welch ein schreckliches Leben, wenn uns jeder Tag die nemlichen Beschäftigungen wieder bringt! wenn zwanzig, dreißig, und vielleicht mehrere Jahre ein Tag wie der andere hinschleichen muß! wenn man am ersten Tage seines Eintrittes schon denken muß: meine heutigen Beschäftigungen sind die nemlichen,

die sie am lezten Tage meines Lebens seyn werden! — warlich ich kann mir die Hölle mit allen ihren Qualen nicht schrecklicher denken, als ein ewiges unaufhörliches Einerlei? — und Sie, gnädiges Fräulein! Sie wollten in ein Kloster gehen? — — — Und wenn dieses alles nicht wäre, — welcher ist der Beruf des Menschen? Thätig zu seyn und zu wirken zum Besten seiner Mitmenschen! — wer diesen Beruf nicht auf irgend eine Art erfüllt, der höret auf ein Mensch zu seyn, der lebt umsonst, der ist eine Raubbiene, ein Müßiggänger in der großen Oekonomie der Schöpfung, von dem einst strenge Rechenschaft gefordert werden muß! -- -- Wozu nützen die Klöster und ihre Bewohner? sind sie nicht unfruchtbare Bäume, die nichts als höchstens Blätter treiben, und den übrigen Pflanzen und Bäumen den Platz und die Sonne wegnehmen, und die Säfte der Erde entziehen? — Und Sie, gnädiges Fräulein! wollten in ein Kloster gehen?

Julie. Um alles in der Welt, Herr Sekretär, hören Sie auf! Glückseligkeit hab' ich mir vom Kloster nie versprochen; aber so fürchterlich hab' ich es mir auch nicht vorgestellt! — Ich habe noch wenige Tage bis zu meinem Eintritte: ich wäre mit Muth und Standhaftigkeit drauf los gewandert; — aber nun haben Sie mich ganz und gar niedergeschlagen, und mir auch die stille Zufriedenheit der wenigen Tage noch geraubt. —

Wilhelm. Julie! Sie glauben es, daß im Kloster keine Glückseligkeit für Sie zu finden sey, — und doch, doch wollen Sie sich in den Abgrund stürzen, aus dem Ihnen Verderben entgegen grinset.

Julie. Wer kann der Allmacht des Schicksals widerstehen?

Wilhelm. Die Allmacht der Liebe.

Julie. Ich habe mich lange genug gesträubet wie ein Lamm, das zur Schlacht-

bank geführet wird, doch mein Sträuben war nur ohnmächtig! — es sei! ich werde bald verblutet haben! —

Wilhelm. O Julie! nein, nein! nicht so! — so wahr der Allmächtige über uns mein Herz kennt, das gebe ich nicht zu, so lange eine Faser in meinem Körper sich regt! Trotz sey allem Schicksale geboten! mich beseelet die Allkraft der Liebe! — und wenn ich Sie gerettet habe, dann Julie, dann — o vielleicht — wenn Sie mein Herz kennen gelernt haben, vielleicht kann ich dann hoffen, daß Sie es nicht von sich stoßen werden!

Julie. O Wilhelm! — ja! warum soll ich gegen mich selbst grausam seyn? warum soll ich mich schämen, das schönste Gefühl meines Herzens zu gestehen? — —

Wilhelm. Sie lieben mich? (er umfaßt sie) o wer eine Zunge hätte, das auszusprechen,

was ich fühle! — Sie lieben mich? — — o gütiger Himmel! sieh herab auf uns! — — du hast ja die Menschen für die Menschen geschaffen, und du wirst also nicht zürnen, wenn ich mir das zueigne, was verkehrter Eifer und Fanatismus dir zueignen wollte! — Ich halte deine Braut in meinen Armen! sey uns günstig, und verlaß uns nicht! — —

Julie. Um Gotteswillen! mäßigen Sie sich izt — wenn uns mein Bruder überraschte, dann wären Sie samt mir unwiederbringlich verlohren! — denn er ist es, der mich, um die größte Hälfte meines Vermögens für sich zu behalten, auf immer in eine Zelle einkerkern will! —

Wilhelm. Ha, laß ihn kommen, Julie, laß ihn kommen, ich fürchte ihn nicht! mit offner Stirne will ich mich vor ihn hinstellen, und ihm sagen, daß er Unrecht handelte; und wenn sein ganzer Anhang von Mönchen und

Nonnen und ihren Knechten mit ihm wären, so würde ich dennoch frei erklären, daß ich die Vollziehung eines so abscheulichen Komplottes auf keinen Fall zugeben werde! — er soll zum erstenmale erfahren, was wahre Liebe vermag! — Und du, meine Julie! du bist ein Heiligthum, das mir die Gottheit anvertrauet hat! willst du dich in meine Arme werfen? willst du mir folgen?

Julie. Bis in den Tod!

Wilhelm. Gold und Silber allein kann uns nicht glücklich machen! — Laß deinem Bruder das elende Phantom, in das nur der Thor innern Werth setzen kann, laß ihm dein Gold und Silber, aber auch das Bewußtsein zurück, daß er dich niederträchtig behandelt hat! Sieh, ich habe noch einen Kopf und gesunde Glieder, gestärkt von der Allkraft der Liebe! wir werden auch ohne deinen Reichthum nicht verhungern. Der Himmel hat

des Landes so viel unter sich; — es wird ja irgendwo ein Plätzgen zu finden seyn, wo wir unbekannt und ungestört nur für uns leben können. — Julie! willst du mir folgen?

Julie. Mein Wilhelm! ich bin unzertrennlich von dir!

Wilhelm. Wohl! — — Allmächtiger! -- Ehen werden im Himmel geschlossen! sieh gütig herab auf uns! -- mit diesem Kusse weihe ich dieses Mädchen zu meiner Gattin ein; -- und wenn ich je die Pflichten des Gatten gegen sie vergesse, so laß mir deine Sonne nicht mehr scheinen, in der Stunde des Todes weiche jeder Trost von mir, und am allgemeinen Weltgerichte werde ich nicht mit deinem Anschauen beglückt! — Julie! izt bist du mein Weib! -- nie soll es dich gereuen, mich glücklich gemacht zu haben, o ich danke dem Himmel, daß er es so fügt, daß du keine Reichthümer besitzest, und mir also Gelegen-

heit gibt, dir nur einigermaßen zu vergelten, was du an mir gethan hast! -- Wie süß wird es seyn, für dich zu arbeiten! Wenn uns die Menschen kein Plätzchen mehr unter sich gönnen, dann will ich dich auf meinem Rücken auf Gebirge tragen, mit diesen meinen Händen die Erde bebauen, und auf Felsenspitzen klettern, und in Felsenklüfte mich stürzen, und Wurzeln und Kräuter zu deiner Nahrung holen. Und mein Lohn sei deine Liebe! --

Julie. O die hast du! --

Wilhelm. Und nun will ich erst noch alles versuchen, deinen Bruder von seinem Entschlusse abzubringen.

Julie. Ach mein Wilhelm! das ist unmöglich! -- ich bitte dich, versuche das nicht! -- wenn du dich im Eifer vergäßest -- wenn er argwöhnte, darauf gebracht würde, was zwischen uns vorgefallen! -- o du kennst meinen Bruder nicht! -- --

Wilhelm. Sei unbesorgt, Julie! -- wir sind uns das selbst schuldig. Ist meine Mühe vergebens, dann können wir mit gutem Gewissen alles thun, was die Umstände zu unserm Glücke nothwendig machen. Ich gehe! -- siehst du morgen beim Abendessen eine Rose an meinem Busen, so ist das ein Zeichen, daß um Mitternacht am Ende der Fichtenallee eine Chaise hält, in welcher ich dich erwarte, um über die Grenze zu fliehen. Lebe wohl, meine Julie! bald, bald sind wir ganz glücklich! --

Er sprachs, küßte sie, und eilte tiefer in den Buchenwald hinein, um auf der entgegengesetzten Seite unbemerkt nach Hause zu kommen.

Julie lehnte sich an einen Baum: ihr Herz war so voll, so gepreßt; -- sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah, sie hielt das, was vorgegangen war, für einen Traum; -- und

doch war der Traum so schön, daß sie ihm mit ganzer Seele nachhing. --

Unterdessen wackelte einer von den beiden Kapuzinern, Pater Bonifaz, von dem Schlosse herunter, und eine Feuerflamme verbreitete sich über sein rundes fettes Gesicht, als er Julien erblickte. Als sie ihn bemerkte, war es zu spät, sich zu entfernen. Sie mußte ihn also schon anhören.

Mit selbstgefälligem Lächeln trat er zu ihr, und faßte ihre Hand: So allein, mein schönes Fräulein! -- ich habe Sie überall gesucht, und war nicht so glücklich, Sie zu finden!

Julie. Ich wollte die freie Luft ein wenig genießen; es ist heute ein sehr schöner Tag.

Pater. Da haben Sie recht! -- und wenn man vollends bei Ihnen ist, dann erhalten alle Gegenstände rings umher einen doppelten Reiz.

Julie.

Julie. Sieh da, mein hochwürdiger Herr! aus Ihrem Munde ist mir eine Galanterie etwas ganz neues und ungewöhnliches.

Pater. Galanterie nennen Sie das? Galanterie, was die reinste Wahrheit ist? — oder glauben Sie denn, wir Diener Gottes haben keine Augen, kein Gefühl für die Schönheiten der Schöpfung? — ein Frauenzimmer ist das erste Meisterwerk des Unendlichen; warum sollen wir dieses Meisterwerk nicht mit eben dem Vergnügen, mit eben dem Gefühle betrachten dürfen, mit dem wir den gestirnten Himmel, oder die aufgehende Sonne betrachten?

Julie. Durch ihr Gelübde haben Sie sich doch ganz und gar von unserm Geschlechte losgeschworen?

Pater. Fehlgeschossen, mein Kindchen, hehehe! fehlgeschossen! das ist nur so pro forma! was würde denn aus den Klöstern werden, wenn jeder von uns thun wollte,

als wenn er verheirathet wäre? — wir alle sind und bleiben Menschen bis in unsre Grube hinein! — oder denken Sie etwa, daß unter meiner Kutte ein Stück Holz, und kein Fleisch und Blut steckt!! es ist uns gar nicht verboten, das mitzunehmen, was wir bekommen können, ohne dadurch ein öffentliches Derangement zu machen.

Julie. Ich muß Sie verlassen, hochwürdiger Herr! leben Sie wohl!

Pater. Wohin denn? mein schönes Kind! — Ihre Geschäften werden so dringend nicht seyn! — bleiben Sie immer noch ein wenig! ich habe Ihnen noch vieles in Rücksicht Ihres künftigen heiligen Standes zu sagen.

Julie. Ich bitte, sich kurz zu fassen.

Pater. Es pressirt ja nicht, mein schönes Kindchen, es pressirt ja nicht! — Die Stunden mit Ihnen allein zu seyn, sind ja ohnehin sehr rar, und eilen dann wie mit Extrapost

vorüber! Wir sind ja bald Bruder und Schwester im Herrn, also lassen Sie sichs nicht verdrießen, mir ein Viertelstündchen zu schenken. — Was wollte ich denn nur sagen? — Ja! — daß wir das so genau nicht nehmen! — Ich stehe manchmal vor dem Altare, und wenn mir so von ohngefehr ein hübsches Gesichtgen in die Quere kommt, dann rufe ich mitten in meiner Messe auf: Herr! wie schön sind deiner Hände Werke!

Julie. Ich muß wirklich fort, Euer Hochwürden —

Pater. Noch einen Augenblick, mein Herzchen! ich habe Ihnen noch viel zu sagen! — Wollen wir nicht tiefer in den Wald gehen? hier brennt die Sonne unerträglich! Die Bäume stehen so einzeln, so dünne! —

Julie. Die Sonne hat sich ja schon geneigt, und hieher dringen ihre Strahlen gar nicht! —

Pater. Mir ist doch grausam heiß! Ah! — kommen Sie doch! — dort unter einer Buche ist so hübscher grüner Rasen! Dort wollen wir uns setzen, und dann werde ich Sie von Ihren künftigen Berufspflichten unterrichten.

Julie. Sie sehen, daß die Sonne bald untergehen wird, und da wissen Sie, daß es in der Küche sehr viel für mich zu thun gibt. Also bitte ich um Entschuldigung —

Pater. Nein, Sie kommen mir dießmal nicht so leicht davon. Ich gebe meine schönen Hoffnungen, und die erwünschte Gelegenheit nicht so geringen Preises auf. Kommen Sie doch unter jene Buche! — es ist da so schön, so romantisch —

Julie. Ich bitte Sie — ich muß wirklich fort! — —

Pater. Wenigstens mit einem Kusse müssen Sie sich auslösen!

Julie. Was muthen Sie mir zu? Sie werden unverschämt!! —

Pater. Sagen Sie, was Sie wollen! Sie sind nun in meiner Gewalt, und ich wäre der größte Dummkopf, wenn ich mich derselben nicht zur Erreichung meiner Wünsche bedienen wollte.

Lechzend vor Hitze, wie ein flüchtiger Hund, faßte er sie und wollte sie in das Dickicht schleppen. Aber in diesem Augenblicke stürzte Wilhelm hervor, ergriff den Mönch beim Barte, und schlenderte ihn weit zurücke. Er hatte den Herrn von Dorneck nicht zu Hause gefunden, war, um sich zu zerstreuen, wieder hieher gekommen, und hatte hinter einem Baume die ganze Szene angesehen und angehört. Mönch, schrie er, hinweg, beflecke dieses Heiligthum nicht! Dieser lag wie vom Donner gerührt auf der Erde, und konnte sich vor Erstaunen und Wuth kaum fassen.

Endlich erhob er sich. Sein Gesicht glühte über und über, wie ein Schmelzofen, seine Lippen wurden grün und blau, und seine Augen funkelten wie Katzenaugen in der Dämmerung. Verfährt man so mit den Dienern der Gottheit? — schrie er — Frevler! Bann und Fluch und Exkommunikation über dich! — Das Mark in deinen Gebeinen soll dir vertrocknen, und deine Rechte verdorren, und von dir fallen! — Du sollst der Strafe nicht entgehen, die denen gebühret, die sich an den Dienern der Religion vergreifen, und sollte ich das ganze Land drüber in Aufruhr bringen.

Er wollte fort, aber Wilhelm faßte ihn bei seinem Kuttenstricke, und riß ihn wieder zurück! Nein, Mönch, so entwischest du mir nicht! — hieher stelle dich, und rühre dich nicht von diesem Platze, sonst schnüre ich dir mit deinem eignen Stricke die Gurgel zu. Izt ist das Drohen an mir! — Was hast du und dein saubrer Kollege mit dem gnädigen Fräu-

lein und dem Herrn von Dorneck vor? — den Augenblick gestehe, oder du lebst deine letzte Minute! —

Der Mönch zitterte und bebte, denn er sah: daß es wahrer Ernst war. — Ich kann alles gestehen, stotterte er, — denn was ich und mein Confrater gethan haben, das haben wir zur Ehre Gottes und seiner Heiligen, zur Vermehrung und Ausbreitung der allein seligmachenden Religion, zur Vergrößerung unsers heiligen Ordens, und zum Seelenheil des Herrn von Dorneck und seiner Fräulein Schwester gethan! —

„Weniger Worte, Pfaff, und mehr Sache!"

Da das Vermögen des gnädigen Fräuleins sich auf vierzigtausend Thaler beläuft, so ist die Konvention getroffen worden, daß das Kloster zu Marienthal, wo das Fräulein auf-

genommen ist, zwanzigtausend Thaler bekommen, die übrigen zwanzigtausend aber der Herr von Dorneck behalten soll. Für unsre redliche und kristliche Bemühung bei dieser Sache bekommt unser Kloster von jedem Theil zweitausend Thaler zur Bekleidung der Altäre und Unterhaltung der Klosterheiligen. Ist das nun billig oder nicht? —

„Ha bei Gott! sehr billig! — und was hattest du so eben mit dem Fräulein vor?" —

Nichts, gar nichts, — es war nur eine kleine Neckerei! —

„Mach fort, Mönch, daß du mir aus dem Angesichte kommst, oder ich reiße dir jedes Härchen Bart aus dem Kinne. — Doch das merke dir noch: erwähnst du je mit einer Silbe oder auf irgend eine Art, was hier vorgefallen ist, so werde ich mir nicht die Mühe nehmen, deine Schandthaten aufzudecken,

sondern ich werde dich, wo ich deiner habhaft werde, und sollte es am Altare seyn, erwürgen, oder dein Kloster in den Brand stecken!

Er versprach es, und eilte keuchend hinweg.

Am folgenden Tage nach dem Frühstücke ging Wilhelm auf das Zimmer des Herrn von Dorneck. Da dieser eben allein war, so faßte er Muth, in einer Sache zu sprechen, von der sein ganzes künftiges Schicksal abhing. Mit dem Anstande eines Mannes, der sich der Gerechtigkeit seiner Sache bewußt ist, trat er vor ihn hin: Herr von Dorneck, — sprach er, — ich komme in einer äusserst wichtigen Angelegenheit zu Ihnen; — darf ich Sie bitten, mir ein Viertelstündchen Ihr Gehör, und Ihre Geduld zu schenken? —

Dorneck. Was steht in ihrem Belieben? reden sie!

Wilhelm. Doch im Namen der gerechten Sache, die mich zu Ihnen bringt, muß

ich Sie ersuchen — anflehen, daß Sie diese Viertelstunde vergessen, daß Sie mit Ihrem Untergebenen sprechen! — daß sie in mir nur den Menschen hören wollen! —

Dorneck. Wozu diese Umschweife! reden sie! —

Wilhelm. Nun dann, Allmächtiger! stärke mich! es gilt das Wohl und Wehe deines Geschöpfes! — Herr von Dorneck! ich halte Sie nicht nur für einen rechtschaffenen, sondern auch für einen klugen Mann. —

Dorneck. Das will ich hoffen.

Wilhelm. Für einen Mann, der, weit entfernt, einen Menschen aus Absichten unglücklich zu machen, — vielmehr jeden glücklich sehen möchte!

Dorneck. Wer zweifelt daran?

Wilhelm. Der sich von der Politik böser Menschen nicht betäuben, und von einem falschen Religionseifer nicht irre führen läßt! —

Dorneck. In Wahrheit, ich errathe nicht, wo das alles hinaus will! stehe ich etwa vor einem Gewissensgerichte? oder sind sie mein Beichtvater? — — Mein Herr! sie kommen mir sehr sonderbar vor! —

Wilhelm. Verzeihen Sie mir diese Voraussetzungen! — ich komme zur Sache! — Sie haben noch eine Schwester! — diese Schwester soll in ein Kloster. Glauben Sie, daß sie da glücklich werden wird? —

Dorneck. Da mag sie zusehen! — sie ist für immer versorgt, und das ist das erste Glück eines Frauenzimmers.

Wilhelm. Glück nennen sie das, wenn ein Mädchen von siebzehn Jahren, mit allen herrlichen Eigenschaften für die Welt, mit Liebe zur Welt, mit Leidenschaften und Gefühlen, die erst die Einsamkeit wecken und nähren wird, aus der Welt und der menschlichen Gesellschaft herausgerissen, in eine einsame Zelle gesteckt, und da sich selbst überlassen

wird? — oder hat sie sich etwa aus eigner Neigung und mit freiem Willen dieß fürchterliche Loos bestimmt? — Bei allen Banden der Menschlichkeit und des Blutes beschwöre ich Sie, gehen Sie von diesem grausamen Vorsatze ab! — ich kenne die Klöster! es ist Ihre Schwester, die Sie unglücklich machen wollen. Hören Sie die Stimme des Blutes, ehe es zu spät ist, ehe Seufzer und Flüche über Ihre Unmenschlichkeit gegen den Himmel steigen!

Dorneck. Unbesonnener, wer gibt ihnen das Recht so mit mir zu sprechen? wem bin ich Rechenschaft über mein Thun und Lassen schuldig? —

Wilhelm. Dieß Recht gibt die Menschheit! — und mir als Mensch sind Sie Rechenschaft schuldig. Ich weiß die Triebfeder dieses Verfahrens. Wahrlich bei Ihrem ersten Anblicke habe ich nicht vermuthet, daß Sie sich von elenden Mönchen am Gängelbande

führen, und zum Beförderer ihrer Schurkenplane gebrauchen lassen, noch auch daß Sie um einige lumpigte tausend Thaler zum Räuber und Mörder an Ihrer eignen Schwester werden würden.

Dorneck. Nun ist meine Geduld erschöpft! Undankbarer, ist das mein Lohn? — Ich habe dich als einen Flüchtling aufgenommen, ich habe dich gespeiset, getränket und gekleidet; — und dafür bringst du Zwietracht, Unfrieden und Unordnung in eine stille, ruhige Familie? — entflieh aus meinem Angesichte, und danke dem Himmel, daß du so ungestraft davon kommst!! —

Wilhelm. Sie sind also nicht von Ihrem Vorsatze abzubringen?

Dorneck. Was der Mann gethan hat, das hat er mit Ueberlegung und mit Grundsätzen gethan, folglich hat er keine Ursache zu bereuen oder zu ändern.

Wilhelm. Auch dann nicht, wenn sich das gnädige Fräulein erklärte, daß sie keinen Anspruch auf ihr Vermögen machen wolle?

Dorneck. Auch dann nicht! — das Kind weiß nicht, was ihr dienlich und zuträglich ist! — mir kommt es zu, für das Heil ihrer Seele zu sorgen. — Kurz sie verlassen diesen Augenblick mein Haus, und wenn sie sich je wieder blicken lassen, so fürchten sie alles von meinem Zorne.

Wilhelm. Wohl! ich habe meine Pflicht gethan. Schreiben Sie sich die Folgen Ihres unmenschlichen Verfahrens selbst zu. Ihr Haus kann ich erst morgen früh verlassen; — wohl mir, wenn ich sie dann nie wieder sehe! Sie gönnen mir doch diesen Tag noch, um die Vorkehrungen zu meiner Reise treffen zu können?

Dorneck. Auch das noch! aber weh ihnen, wenn sie sich nicht ruhig verhalten, dann habe ich Mittel, sie auf eine fürchterliche Art zu züchtigen.

Wilhelm eilte fort ins Freie, um den Plan zu seiner und Juliens Flucht ins Reine zu bringen. Auf welche Art sollten sie entkommen? An Fußreisen war wegen Juliens zarten Körperbau nicht zu denken, auch würde das viel zu langsam gegangen seyn, um den höchst wahrscheinlichen äusserst strengen Nachsetzungen des Herrn von Dorneck zu entkommen. Und wo einen Wagen hernehmen, da er nicht das Geringste hatte, um zu bezahlen. Endlich fiel ihm ein Mittel bey. Er hatte nemlich von Julien zum Zeichen ihrer ewigen Treue einen Ring bekommen, der einige Louisd'or werth war. Sogleich war der Entschluß gefaßt. Er lief in das zwei Stunden entlegene Städtchen, und suchte einen Lohnkutscher auf, diesem sagte er, daß er die kommende Nacht um 12 Uhr am Ende der Fichtenallee mit zwei tüchtigen Pferden halten sollte; und zum Zeichen der Gewißheit, und auf Abschlag des Fuhrlohns gab er ihm den goldenen Ring. — Der Kutscher versprach alles, und Wilhelm

eilte froh und vergnügt nach dem Schlosse zurück.

Der Kutscher war ein sehr dummer, aber äusserst religiöser Mann, so wie nemlich diese Art Leute religiös seyn können. Er betrachtete izt den Ring genauer; das dringende Wesen Wilhelms, besonders aber die Bestellung um Mitternacht fing an ihm verdächtig zu werden. Er ging deßhalb in das Kapuziner-Kloster, um sich bei seinem Seelenarzte, seinem Beichtvater, Raths zu erholen.

Pater Bonifaz, der nemliche, den Wilhelm am vorigen Tage so übel nach Hause geschickt hatte, hörte mit heiliger Amtsmiene des Kutschers Gewissensscrupel an. Er ließ sich den Ring zeigen. Die Buchstaben J. v. D., und die Beschreibung dessen, von dem er den Ring hatte, brachten den Mönch sogleich auf den Grund der Geschichte. Halt! dachte er, da gibt es die schönste Gelegenheit,

dich

dich an der spröden Dirne, und dem unver-
schämten Schreiber zu rächen! — — Mit
einer Miene von Gleichgültigkeit und Unwich-
tigkeit der Sache gab er dem Kutscher den Ring
zurück, mit dem Bescheide, daß er in Gottes
Namen hinfahren könnte, wohin er wollte. —
Dieser ging getröstet und mit leichtem Herzen
zurücke, und machte die Anstalten zur Fahrt. —

Der Abend rückte heran. Die Herzen der
Liebenden waren mit Hoffnung und banger
Ahndung erfüllt. — Eine kurze Zeit noch —
nur noch einige Stündchen. und ihr Loos war
geworfen — entweder glücklich oder unglück-
lich auf immer! — Man ging zum Abendessen,
und an Wilhelms Busen blühte die verabredete
Rose auf. Es wurde kein Wort gesprochen.
Doch Wilhelm und Julie verstanden sich ohne
Worte. Beim Aufstehen warf er ihr einen
fragenden Blick zu, und als sie ihn mit den
Augen bejahte, lief er voll seliger Erwartun-
gen in sein Zimmer. —

Doch er hatte keine Ruhe? es war noch nicht zehn Uhr, als er sein Zimmer verließ, um es nie wieder zu sehen. Ungeduldig gieng er die Allee entlang, und als er hier den Wagen noch nicht fand, rannte er den Berg hinunter, um ihm entgegen zu gehen.

Er war dem Städtchen schon ziemlich nahe, und mit jedem Schritte bekam der Gedanke neue Wahrscheinlichkeit in seiner Seele, daß er entweder verrathen, oder von dem Kutscher hintergangen sey. Auf einmal hörte er ein fernes Gepolter, und wie es sich näherte, stiegen seine Hoffnungen wieder. Es war der Kutscher, der ihm auf die Frage, wo er so lange bliebe? antwortete, daß es so eben erst eilf Uhr geschlagen. — Er warf sich in den Wagen, und nun ging es dem Schlosse zu. —

Als sie auf dem bestimmten Platze ankamen, schlug die Schloßglocke dreiviertel. Wilhelm stieg aus dem Wagen, befahl dem Kutscher

sich ruhig zu halten, und untersuchte, ob es auch sicher sey. Er konnte nirgends etwas entdecken. Schweigen des Todes lag rings-her auf der Natur, kein Lüftchen regte sich, kein Laut war zu hören, — nur das Stampfen und Schnauben der Pferde unterbrach zuweilen die Stille, und fernher tönte das dumpfe Getöse der Schwarzach. Der hohe Mond war von Wolken umgeben, und nur sparsam drangen seine Strahlen hindurch. —

Wilhelm schlich die Allee hinunter: das Schloßthor war noch offen. Er ging wieder zurück in das Rondell, und warf sich auf die Rasenbank, auf welcher er zum erstenmale seine Julie erblickt hatte: Hoffnung, — lispelte er — die du uns nie stille stehen lässest, die du uns von einer Stufe immer wieder zu einer neuen aufblicken lernest, bis wir in die Grube sinken! — — bald habe ich durch deine Leitung den ersten Wunsch meines Lebens erreicht! Dank, Dank dir, holde Göt-

tin! aber wenn künftig meiner Julie und mir Mißgeschick in den Weg treten sollte, so verlaß uns nicht, und laß uns mitten im Dunkel, das uns umgibt, von ferne deine Strahlen leuchten, die uns den Tempel der Ruhe, und des häuslichen Glückes nicht verfehlen lassen?

Ernst und schauerlich brummte izt die Schloßglocke zwölfe in das horchende Thal hinab. Wilhelm riß sich auf: „Ha, izt schlägt die entscheidende Stunde! — o ihr Mächte des Himmels! geleitet mich mit meiner Julie in ein stilles Winkelchen der Erde, und laßt uns da der Welt unbekannt ruhig und glücklich leben!"

Diesen Augenblick kam Julie mit einer schwarzen Florkappe, und in einen Mantel verhüllt, furchtsam aus dem Schlosse die Allee herauf. Wilhelm stürzte ihr entgegen, und trug sie auf seinen Armen in den Wagen. — Fort, Kutscher! schrie er, nach Schönsee zu!

fahre, was in deinen Kräften steht, wenn wir an Ort und Stelle sind, sollst du ein gutes Trinkgeld haben. — O Julie! — nun bist du mein, auf ewig mein, und keine Macht der Erde soll dich mir je wieder entreißen. Du hast mich unaussprechlich glücklich gemacht! — Dank dir, ich werd' es dir vergelten, wenn je treue, ewig dauernde Liebe vergelten kann! —

Der Wagen rollte mit rauhem Gepolter den steinigten Hohlweg hinunter. Die beiden Liebenden lagen sich in den Armen: sie waren stumm, aber sie hätten ihr Glück nicht um Kronen hingegeben. Wer ahndet im Arme der Liebe Gefahren? —

Auf einmal rief es von aussen hohl und rauh: Halt! Der Kutschenschlag wurde aufgerissen, und ein fürchterliches: wer ist in diesem Wagen? weckte die Beiden auf eine schreckliche Art aus ihrem Taumel. Sie konn-

ten auf diese Frage nicht antworten: sie sahen auf, und eine Menge bewaffneter Männer umgab den Wagen. Jesus Maria! — schrie Julie — mein Bruder! wir sind verlohren! und sank ohnmächtig in dem Wagen nieder! — „ergreift sie — brüllte Dorneck — reißt sie heraus, trennt sie! fort mit ihnen! — Julie lag in Ohnmacht: Wilhelm wußte nicht, wie ihm geschah: er hatte keine Waffen; — und hätte er sie auch gehabt, so wäre er unfähig gewesen, sich ihrer mit Nutzen zu bedienen; denn der Sprung vom obersten Gipfel des Glückes bis zur untersten Stufe des Elendes war zu gewaltsam, und der Kreislauf seines Blutes im Begriffe zu stocken. Er wurde also ohne Widerstand aus dem Wagen gerissen, gebunden, auf das Schloß geschleppt, in ein dumpfigtes Gewölbe geworfen, mit einer Kette um den Leib an die Mauer geschlossen, und in der Finsterniß sich selbst überlassen.

Als Julie wieder aus ihrer Betäubung erwachte, befand sie sich in einem dicht vermachten Wagen. Sie schrie laut auf: Allmächtiger Gott! wo bin ich? — was hat man mit mir vor? — Eine männliche Stimme rief ihr zu: sie möchte sich ruhig und still verhalten, wenn sie nicht haben wollte, daß man ihr Hände und Füße binden, und den Mund verstopfen sollte! sie möchte sich nur zufrieden geben: es ging mit ihr den geraden Weg zum Himmel. — Sie errieth ihr Schicksal; durch die Strahlen des Mondes, die einzeln durch die Ritzen in den Wagen fielen, erkannte sie einen Kapuziner, der ihr zur Rechten saß. Rückwärts saßen zwei tüchtige Kerls: sie sank in stillem Schmerze in die Ecke, und der Wagen ging in der größten Eile vorwärts.

Als Wilhelm in seinem Kerker die Augen wieder aufschlug, stand auf einem alten Stückchen Tische eine brennende Lampe, und Pater Bonifaz saß darneben auf einem Stuhle,

und murmelte sein Brevier. Mit Entsetzen bemerkte Wilhelm seine Ketten. Er wollte von seinem Strohlager aufstehen, allein er vermochte es nicht. Durch das Geklirre der Ketten wurde der heilige Mann aus seiner Andacht geweckt. Er nahm die Lampe, ging näher, und leuchtete dem Unglücklichen mit einem höhnischen Lächeln ins Gesicht. Dieser verbarg das Gesicht in sein Stroh, und biß vor Wuth in seine Ketten. Nun, fing der Mönch endlich an — Nun, wie gefällt dem Herrn diese neue Wohnung? — Nicht wahr, sie ist ein wenig unbequem? doch was schadet das! das süße Gefühl der Liebe wandelt ja Hütten in Palläste, und zaubert aus Wüsteneien Paradiese hervor! — es kommt alles nur darauf an, wie mans nimmt!! — Mönch! — — schrie Wilhelm — Engel der Finsterniß! Satan — verschone mich! — Sieht der Herr! — erwiederte der Mönch — sieht er, daß Gott die Seinigen nicht zu Schanden werden läßt, daß er sich ihrer annimmt, daß er sie

auf eine glänzende Art rächt!! was wäre sonst die Wahrheit seines Wortes, da er ausdrücklich sagt: Was ihr dem Mindesten aus Ihnen gethan habt, das habt ihr mir gethan!? und wiederum: Gott läßt nicht mit sich spassen! — weiß er auch, was er mir gethan? — sieht ers, die Rache des Himmels ist ihm auf dem Fuße gefolgt! — Herr, ich danke dir! du lässest zwar manchmal die Tugend unterliegen, und das Laster obsiegen; doch thust du das nur, um den Deinigen Gelegenheit zu glänzenden Verdiensten zu verschaffen; — was würde sonst aus uns werden, die wir in Demuth und Niedrigkeit vor dem Herrn einherwandeln?

Wilhelm richtete sich mit Mühe auf; seine Ketten erlaubten ihm nur krumm zu stehen. Ich will gerne lügen, sprach er, ich will dich gerne heiliger Vater nennen, wenn du mir eine Bitte gewährest. Wenn du die Menschheit noch nicht ganz mit Füßen getreten hast, so sage mir, was ist aus Julien geworden?

Pater Bonifaz faltete die Hände, und sah zum Himmel auf. Dem Allmächtigen sey Lob und Dank! ihre Seele haben wir dem bösen Feinde wieder aus dem Rachen gerissen! sie wandelt den Weg zum Himmel! —

„Sprich, um Gotteswillen! sprich, in welches Kloster schleppt man sie?“

Denk der Herr izt nicht an sündhafte Dinge! halte er lieber Abrechnung mit Gott und mit seinem Gewissen! Von niedriger Rache weit entfernet, bin ich vielmehr hier, um ihm hierin christlich beyzustehen. An Julie denk er nun und nimmermehr, denn die sieht er in diesem Leben nicht wieder. — Also — ich will ihm seine Sündenlast abnehmen! will er mir beichten?

Wilhelm zerrte mit fürchterlicher Wuth an seinen Ketten. Julien nicht wieder sehen? schrie er — du schreckliches, lügenhaftes Ungeheuer! fort aus meinen Augen, oder ich

erdroßle dich mit diesen Ketten! — Ja Julie, ich werde dich wieder sehen, und solltest du in dem Mittelpunkte der Erde vergraben seyn!

Der Mönch nahm seine Lampe: — Warte Bürschgen, du sollst noch kirre werden! — murmelte er, warf mit rauhem Geknarre die eiserne Thüre hinter sich zu, und Wilhelm sank in dumpfes Hinbrüten auf sein Strohlager nieder.

Unterdessen ging es mit Julien die ganze Nacht, und den ganzen folgenden Tag fort, ohne daß der Wagen geöffnet, oder irgendwo ausgestiegen wurde. Ein paarmal bekamen die Pferde Futter; aber der Kapuziner, den Julie nun als einen von denen erkannte, die sich zu Hause auf ihrem Schlosse oft bei einer wohlbesetzten Tafel und bei vollen Bouteillen gütlich gethan hatten, suchte sorgfältig zu verhindern, daß sie nicht sehen sollte, wo sie wäre.

Man both ihr Wein und etwas Gebackenes an, aber sie aß nichts und trank nichts. Endlich hielt am Abende der Wagen in dem Hofe eines großen Gebäudes an. Sie errieth es an der kleinen, runden, hohen, mit eisernen Stäben verwahrten Fenstern, daß es ein Kloster, der Ort ihrer Bestimmung seyn müsse.

Der Kapuziner stieg aus. Die beiden Kerls blieben im Wagen sitzen. Der Mönch ließ sich bey der Aebtissin melden. Sie kam in das Sprachzimmer; und er eröffnete ihr die Ursache seiner Ankunft, den Willen des Herrn von Dorneck, und übergab ihr zugleich achtzehn tausend Thaler, mit der besondern Anmerkung, auf die Novizin ein wachsames Auge zu haben, und sie ja recht kurz zu halten. — Sie versprach es, die arme Unglückliche wurde aus dem Wagen geholet, halb ohnmächtig durch die dumpf hallenden Kreuzgänge geführt, und in einer engen kleinen Zelle sich selbst überlassen, unterdessen die Aebtissin,

froh über diesen Fang, mit dem Kapuziner, der sich ebenfalls freute, seine Sendung glücklich vollendet zu haben, bei einer wohlbestellten Tafel, und bei schäumenden Bechern dem Lobe der Vorsehung, die alles zum Besten der Menschen lenket, sich überließen. — So kann sich nur der Engel der Finsterniß gefreuet haben, als ihm der erste Anschlag zur Untergrabung des Glückes der werdenden Menschheit gelang!! — —

Man denke sich Juliens Lage! ein Mädchen von siebzehn Jahren, mit raschem Blute, mit Liebe zur Welt und zum Leben, mit allen Fähigkeiten für die Welt versehen, auf einmal herausgerissen aus derselben, getrennt von allen Träumen und Hoffnungen, getrennt von dem, der ihr Herz hatte, in dem sie eine unendliche Reihe Seligkeiten für ihre kommenden Jahre erblickte, vielleicht auf ewig von ihm getrennt, und in eine einsame Zelle gesteckt, aus der, ausser dem Tode keine Erlösung zu hoffen war! —

Unter stillen Thränen besah sie, als es Tag wurde, ihre Wohnung, in der sie leben und sterben sollte. In der einen Ecke stand ein Bettgestelle, auf welchem etwas Stroh und eine härene Decke lag. dieß war ihr Bette. Gegenüber stand ein Schreibepult, auf demselben ein Cruzifix, ein Todtenkopf und eine Sanduhre; vor demselben ein hölzerner Stuhl, und ein Schemel. Daneben ein Bücherschränkchen mit mehreren Büchern. Diese waren ihr ein tröstlicher Anblick, denn sie hofte in ihnen Zerstreuung ihres Kummers zu finden. Doch auch diese Hoffnung schwand wieder, als sie die Bücher öffnete. Sie fand hier die Regel des heil. Benedikt auf eine jämmerliche Art verteutscht; ferner Thomas von Kempis von der Nachfolge Christi, ebenfalls von irgend einem Mönche aus dem Lateinischen übersetzt; dann Fischer über die Klostergelübde; — Fischer von der klösterlichen Vollkommenheit; — Naiset Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, alles aus dem Lateinischen über-

setzt; — Legenden von P. Kochem; — Pater Kochems Himmelsschlüssel, mit den bekannten, sehr erbaulichen Hölle- und Fegfeuergeschichten; vier Bände eines lateinischen Breviers; — und überhaupt all der aszetische Unsinn, der in den Klöstern ausgeheckt, in den Klöstern gedruckt wird, und den die Laienwelt nicht zu sehen bekömmt.

Mit stillem Schmerze legte sie diese Mißgeburten wieder an ihren Platz. — In der einen Ecke stand noch ein kleines rundes Tischgen; aber ein Ofen war in der ganzen Zelle weder zu sehen noch zu hören. Das Fenster war ganz hoch oben, und mit einem eisernen, und einem dichten Drathgegitter verwahrt. Sie erreichte es durch Hülfe des hölzernen Stuhles; aber sie sah nichts, als eine schwarze düstre Mauer, und nur einige Hand breit von dem Blaue des Himmels.

Sie kannte nun ihre ganze Wohnung. Sie warf sich auf ihr Lager, und benetzte es

mit ihren Thränen. Jammernd rang sie die Hände. Also in diesem Grabe — schluchzte sie — soll ich ausharren bis an das Ende meiner Tage? ringsumher lacht die Schöpfung mit allen ihren Herrlichkeiten, und ihre Reize, zur Beseligung und zum Vergnügen gemacht, beglücken jedes Wesen vom Kaiser bis zum Wurme! — Und ich soll mitten in der schönen Schöpfung, aus derselben ausgestoßen seyn? wenn der junge Frühling jedem, selbst dem leblosen Wesen neues Leben, neue Kräfte gibt, wenn er Millionen neue Wesen ins Sein ruft, und für alle diese Millionen auch Seligkeit und Wonne mit sich bringt, ach dann weiß mein Herz nichts von der wieder erwachten Natur, dann sieht mein Auge nicht das junge Grün, nicht die bunten Blümchen, die sich in die Wette aus der Erde Schoos hervordrängen, nicht das frohe Gewimmel der Mücken, die in den Strahlen der Sonne ihr Leben vertanzen? — — Und wenn die Saaten wallen, und der Kirschbaum den lechzenden

Schnitter

Schnitter erquickt, und der Segen der Erde die Scheunen füllt, dann sitze ich hier, und weiß nichts von Freude, und härme mich über meine entflohenen Stunden! — Und wenn der Winzer froher Jubel an dem Gebirge hintönt, dann summt mir die Klosterglocke ein Sterbelied zu: — selbst die Schönheiten des Winters sind für mich verlohren, denn in meiner Zelle und in meinem Herzen herrscht ein ewiger unfruchtbarer Winter.

Ich bin ein einzelner Ast! — Eigennuz und Bosheit hat mich vom großen Baume der Menschheit losgerissen, und ich werde verdorren müssen. Ach welch ein schreckliches Loos, allein in der Welt zu seyn, ohne Freund, ohne Trost, ohne Hülfe, ohne Theilnehmer, ohne Rathgeber; ganz ohne alle Sympathie und Harmonie! o wo sind meine ehemaligen Träume von Glück und Seligkeit, die manche Stunde vor den Augen meiner Phantasie gaukelten! wie oft sah ich mich in den Armen eines

liebenden Gatten, umgeben von muntern Kindern, im Cirkel häuslicher Freuden! — und nun bin ich ganz allein, von der Welt abgerissen; — wer wird zur Zeit des Kummers meine Thränen trocknen, wer in der Stunde des Todes mir die Augen zudrücken? — wer an mich denken, wenn ich nicht mehr bin? — o Vater, Mutter, die ihr schon lange hinüber seyd, hättet ihr, da mein erstes Lallen in eure Ohren drang, als meine Munterkeit euch so manche Stunde hinweggaukelte, hättet ihr da wohl gedacht, oder gewünscht, daß eure Tochter einst so unglücklich werden sollte? — Und du, Allmächtiger, kannst du den Menschen zu dieser Lebensart bestimmt haben? — kannst du Vergnügen dran finden? —

Eine Nonne trat in die Zelle, und winkte ihr zu folgen. Julie fragte, wohin sie sollte, und was man mit ihr vorhabe? Doch die Nonne legte den Finger auf den Mund und winkte ihr zu folgen.

Es ging mehrere Gänge hindurch, in welchem kalter Todesschauer wehte, und jeder Fußtritt, jeder Athemzug hohl und fürchterlich wiederhallte. Noch ein paar Thüren, und sie befanden sich in einem niedlichen Vorsaale, in welchem die Nonne Julien allein ließ. —

Nach einigen Minuten kam aus einer Seitenthüre eine andre Nonne, groß und stark, mit einem vollen feurigen Gesichte, ungefähr vierzig Jahre alt. Es war die Aebtissin. Stolz schritt sie einher, und streckte Julien, in Erwartung der Huldigung, die sie ihr bringen würde, ihre Hand zum Kusse dar; und da Julie theils aus Angst, theils Unwissenheit, diese Huldigung unterließ, da entbrannte ihr heiliger Eifer. Wenn man mit mir spricht — schrie sie — so küßt man mir meinen Ring, läßt sich auf ein Knie nieder, und bittet um meinen Segen, denn ich bin hier an Gottes Stelle!

Julie fuhr vor Schrecken zusammen, und bat um Entschuldignng ihrer Unwissenheit. — Nun, es mag seyn, versetzte jene etwas gemäßigter; — diesesmal will ich ihr verzeihen, weil ich hoffe, daß sie künftig ihre Schuldigkeit besser in Acht nehmen wird! — Sie war eine große Sünderin auf der Welt. Sie hat Gott schwer beleidiget: sie ist eine gute Strecke auf dem Wege zur Hölle gewandert. Aber — erkenne sie es, und danke sie Gott mit lauter Stimme! — — Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und Busse thue. Auch ihrer hat er sich erbarmet, er hat sie von dem Weg des Lasters und der Sünde zurückgeführet, und ihr den Weg des Heiles gezeigt; ja er hat sie sogar zu seiner speziellen Dienerin erkohren. —

Wie viele hundert Menschen laufen blindlings in dem Kothe der Sünden, bis sie endlich ganz und gar versinken, und eine Beute des allgemeinen Feindes werden. Und ihrer

hat sich der Herr vor so vielen Hunderten an=genommen, und hat sie hieher in die Woh=nung seiner Auserwählten gebracht. Das Klo=ster ist eine Arche Noäh: wer in ihr ist, ist ge=rettet; alle, die ausser ihr sind, müssen in der Ueberschwemmung der Sünden umkommen. Auch sie ist unter den wenigen Geretteten, be=denke sie das wohl, und suche sie sich dieser Wohlthat durch ein immerwährendes Bestreben nach höherer Vollkommenheit würdig zu machen. — Was ist die Welt? ein wahres Jammerthal, wo nirgends Ruhe und Zufrie=denheit herrscht! — verachte sie selbe, und sey sie froh, selbe um den stillen, seligen Frie=den des Klosters vertauscht zu haben.

In drei Tagen soll sie, jedoch ganz in der Stille, mit den heiligen Ordenskleidern be=schenkt, und eingekleidet werden. Bereite sie sich zu dieser heiligen Handlung mit gehörigem Eifer vor: es ist der erste Schritt zu ihrer künf=tigen Vollkommenheit. — Mutter Schola=stika! kommen Sie heraus! --

Aus der Seitenthüre kam eine Nonne, derer Anblick Julien mit Schauder erfüllte. Sie war lang, aber hager und ausgetrocknet. Ihre Stirne war voll Runzeln, ihre gelben, kleinen Augen lagen ihr tief im Kopfe, ihre Nase war lang und spitzig: die Backenknochen ragten ihr aus dem Gesichte hervor, wie ein paar Felsenklippen aus der Fläche des Meeres; die Haut, die darüber war, glich einem Stücke verschimmelten Leders; ihr Mund war breit und ohne Zähne, ihre Lippen braun, ihre untre Kinnlade ragte eine halbe Elle aus dem Gesichte, und der schwarze Ordensanzug machte die ganze Figur noch weit fürchterlicher und schauderhafter. —

Mutter Scholastika, hier übergebe ich Ihnen die Novizin, Sie wissen schon alles, was Sie zu thun haben. — Mein Kind, diese ehrwürdige Mutter ist künftig ihre Lehrerin, ihre Führerin und Leiterin zur klösterlichen Vollkommenheit und zum Himmel. Vertraue

sie sich ihr ganz und gar: sie wird für jedes ihrer Leiden Trost und Linderung haben. Besonders aber empfehle ich ihr Ehrerbietung und Liebe gegen sie, und den strengsten Gehorsam! denn sie ist ihre Obrigkeit, und jede Obrigkeit ist von Gott, und jedes Murren wider sie, jeder Ungehorsam, jede Widersetzlichkeit wird von Gott schrecklich bestraft. — Nun geht! — —

Sie segnete sie, und entließ sie. —

Dieses alte scheußliche Gerippe also war Juliens Lehrerin, Trösterin, Vertraute und Freundin? — Dieses abgelebte Weib von einigen sechzig Jahren, welche Grundsätze, welche Launen waren von ihr zu erwarten? — und mit ihr sollte Julie wie mit einer Mutter leben?

Als sie wieder in Juliens Zelle waren, wies ihr die Alte ihre Beschäftigung an. Sie

muß izt wohl bedenken, mein Kind, sprach sie, welchen Schritt sie vorhat: es ist der erste Schritt auf dem Wege zum Himmel: ist dieser gut gethan, so werden auch alle übrigen gut werden. — Verachte sie daher die Welt und ihre trügerischen Freuden, die nur ein Netz des Teufels sind, um die betrogenen Seelen darin zu fangen, und opfre und weihe sie ihr Herz dem Allerhöchsten! — Sie war zwar eine große Sünderin; aber wenn sie aus Herzensgrund mit David spricht: Herr, du wirst die Sünden meiner Jugend mir verzeihen, — und — Herr, ein reuiges und zerknirschtes Herz wirst du nicht verschmähen! — so wird er sie wieder zu seinem lieben Kinde annehmen, und ihr treulich beistehen in dem Kampfe, den sie mit dem Teufel, mit der Welt, und mit dem Fleische zu kämpfen hat.

Uebermorgen wird sie die heiligen Ordenskleider empfangen. Bedenke sie, daß diese Einkleidung eine zweite Geburt, eine Geburt

in dem Herrn ist. Unser allerheiligster Vater, der heilige Benedikt, sagt: Zieh aus den alten Menschen, und thue einen neuen an. Bedenke sie wohl, was das sagen will: mit den weltlichen Kleidern, die sie ablegt, muß sie alle weltlichen Freuden und Ergötzlichkeiten, alle weltlichen Neigungen, Wünsche und Leidenschaften, alles Andenken an die Welt ablegen, und die ganze Welt samt ihrem Anhange mit Füßen treten. Mit den geistlichen Kleidern aber, die sie anzieht, muß sie Gehorsam, Armuth, Keuschheit, Selbstverleugnung, Demuth, und überhaupt alle klösterliche Tugenden anziehen, die den Weg zur Vollkommenheit und zum Himmel bahnen.

Geh sie deßwegen mit ihrem Gewissen zu Rathe. Morgen wird sie eine Generalbeicht ablegen. Und zu mehrerer Aufmunterung lese sie in den Legenden unsers heiligen Ordens: da wird sie die herrlichsten Beispiele finden.

Sie verließ sie, und Julie warf sich auf ihre Knie, und bat Gott um Trost und Stärke.

Sie sah und hörte nichts im ganzen Kloster: still war es wie im Grabe: nur die Klosterglocke verkündigte ihr die schleichenden Stunden mit ihren melancholischen Tönen. Da sie noch nicht eingekleidet war, so konnte sie auch nicht mit den übrigen Nonnen im gemeinschaftlichen Refektorium essen. Ihr Essen wurde ihr auf ihre Zelle gebracht, und als sie mit der Ueberbringerin sprechen wollte, legte diese den Finger auf den Mund, und verließ sie.

Am folgenden Tage legte sie dem allgemeinen Klosterbeichtvater eine Generalbeicht ab, und den Tag darauf wurden die Anstalten zur Einkleidung gemacht.

Schon mit Tagesanbruch kam die Novizenmeisterin mit einer andern Nonne auf

Juliens Zelle, und nachdem sie sie gesegnet, winkte sie ihr, sich auf den Stuhl zu setzen, den sie in die Mitte der Zelle gestellt hatte. Julie gehorchte stillschweigend. Aber man denke sich ihr Entsetzen, als die andre Nonne einen Kamm und eine Scheere hervorzog, und sich über ihre Haare hermachte! — Julie sprang auf, warf sich der Alten zu Füßen, und bat um Gotteswillen um Schonung ihrer Haare! Diese zog ihre welke Haut auf der Stirne zusammen: Gehorsam, schrie sie, indem der Zorn ihr Auge im Kopf herumdrehte, — Gehorsam, oder man kann sie kirre machen! — und in stummer Verzweiflung setzte sich Julie auf den Stuhl. In diesen Haaren nistet der Satan, brummte die Alte, also ungesäumt weg damit! Die Nonne fing an zu schneiden: jeder Schnitt traf Juliens Herz: in wenig Sekunden lagen alle die schönen blonden Locken auf dem Boden umher, gleich den Blüthen des Apfelbaums, die der Hagel zerschmetterte, und Julie stand da, kahl wie die

Tanne, welcher der Frevel alle Aeste, und selbst den Gipfel genommen hat.

Nun wurde sie in das Chor geführt. Ein Kreis von Nonnen bis über die Ohren in schwarze Flocken eingehüllt, erwartete die Unglückliche, und stimmte, als sie in ihrer Mitte war, einen schauderhaften Gesang an. So mag eine Horde Wilder schreien, wenn sie ein unglückliches Schlachtopfer in ihre Hände bekommen.

Julie lief mit einem Blicke die ganze Versammlung durch. In den Augen der meisten entdeckte sie eine hämische Schadenfreude: denn das Unglück niedriger Seelen wird gelindert, wenn es Gefährten hat. Nur in den Augen einiger Wenigen sah sie verborgen eine theilnehmende Thräne glänzen. —

Die Aebtissen saß auf einem Stuhle am Altare mit der Inful auf dem Kopfe und mit

dem Stabe in der Hand. Julie wurde vor sie hingeführt, und warf sich, nach der vorhergegangenen Unterweisung der Novizenmeisterin, an der untersten Stufe auf das Angesicht nieder. Hier stimmte die ganze Versammlung abermal ihren Rabengesang an. Nach diesem rief die Aebtissin der Novizin zu: Was suchst du hier?

Julie. Ich wünsche in eure heilige Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

Aebtiss. Steh auf! — Hast du auch wohl überlegt, was du thust?

Julie. (seufzend) Ja.

Aebtiss. Nun wohl, dein Wunsch sey dir gewährt! trete näher!

Julie trat näher, die Aebtissin winkte, die Ordenskleider, die schon in Bereitschaft waren, wurden herbei geholet, unter dem vorigen Rabengesange ihr ihre Kleider vom Leibe gerissen, und die geistlichen angezogen: in ei-

nigen Sekunden war Julie in die Nonne umgeschaffen. Sie schauderte vor sich selbst, und stille Verzweiflung ergriff sie, als sie ihre Kleider fortschleppen sah.

Der Gesang hörte auf, sie kniete wieder auf den Stufen des Altars, und die Aebtissin fragte sie um ihren Namen, und als sie antworte: Julie! erwiederte jene: künftig sollst du Plazida heißen! —

Somit war die Feierlichkeit geendiget, und Julie wurde von der Novizenmeisterin auf ihre Zelle zurückgeführt.

Nun wurde sie in ihren klösterlichen Pflichten unterrichtet, die sie auch sogleich in Ausübung bringen mußte, und die an jedem Tag im ganzen Jahre, kleine Abweichungen abgerechnet, die nemlichen waren.

Des Morgens um drei Uhr wurde das erstemal die Konventglocke gezogen. Nun

mußte sie in der größten Eile aufstehen, in das Chor gehen, die Lichter aufstecken und anzünden, und die Chorbücher auflegen und aufschlagen, damit die übrigen Nonnen bei ihrer Ankunft alles bereit und bequem fanden. Nun mußte sie die Klosterglocke läuten, die Matutin und die Laudes nahmen ihren Anfang und dauerten bis fünf Uhr. Nach diesem Chore mußte sie die Laternen abnehmen, und wieder an ihren Platz bringen.

Nun gieng sie zu Hause, wusch sich, machte ihr Bette, — wenn man es so nennen darf, — und brachte ihre Zelle in Ordnung. Um halb sechs fing die Morgenbetrachtung an, wozu sie erst die Klosterglocke läuten, und dann an ihr Schreibpult hinknieen, und ihre Morgenbetrachtung machen mußte. In der Thüre war ein Schieber angebracht: dieser mußte während dieser Betrachtung geöffnet werden, damit sie die Novizenmeisterin von aussen schon bemerken konnte, ob sie ihre

Pflicht erfülle. Diese Betrachtung dauerte bis sechs Uhr, also eine ganze halbe Stunde! welche schreckliche Pein, eine halbe Stunde hintereinander unbeweglich auf den Knieen zu liegen! Oft sank Julie vor Schlaf und Mattigkeit von dem Schemel herunter; aber da war die Alte wie ein Blitz hinter ihr her, und riß sie unter heiligen Flüchen wieder vom Boden zu ihrer Pflicht auf. Alle Farbe, die ihr der Gram noch gelassen hatte, wich dadurch völlig von ihrem Gesichte, sie glich einer Rose, deren Stengel der Nordwind zerknickte. Sie konnte zulezt kaum mehr wanken, und von dem ewigen Knieen waren ihre Kniee rauh geworden, wie die Rinde einer hundertjährigen Eiche.

Um sechs Uhr war wieder Chor, die Prim, wo sie denn, wie überhaupt bei jedem Chore, die Erste seyn mußte, die Bücher aufzuschlagen, zu läuten, und überhaupt alles in Ordnung zu bringen.

Nach

Nach diesem Chore, um dreiviertel auf 7 wurde Messe gehört, und nach dieser, von 8 bis 9 Uhr, war sie in Gesellschaft der Alten, die sie in der Aszeß unterrichtete, und zu den klösterlichen Tugenden anführte.

Von 9 bis 10 war das Hochamt, und die Terz, Sext, und Non.

Von 10 bis dreiviertel auf 11 mußte sie in ihren geistlichen Büchern lesen, und zu mehrerer Sicherheit den Inhalt des Gelesenen aufschreiben, und der Alten zeigen.

Um dreiviertel auf 11 mußte sie zum Examen partikulare läuten, und dann selbst hinknieen, und es mitmachen. Dieses bestand darin, daß man sich über seine körperlichen Fehler befragte, ob man z. B. hübsch gerade gehe? nicht zu geschwind, nicht zu langsam? ob man seine Augen hübsch an den Boden hefte, und sie nicht herumschweifen lasse? ob man seine Hände immer kreuzweise auf der Brust trage? und dergleichen Unsinn mehr. Dieß

Examen mußte ebenfals täglich aufgeschrieben und der Novizenmeisterin gezeigt werden.

Um 11 Uhr wurde zum Tische geläutet. Im allgemeinen Refektorium war oben ein Quertisch, und auf beiden Seiten an der Wand herunter andre Tische angebracht. An dem Quertische saß die Aebtissin, die Priorin und die Subpriorin, an den übrigen Tischen herunter die Nonnen nach dem Alter ihres Eintrittes in das Kloster. Jede hatte ihren eigenen Platz für sich, und Niemand gegenüber, wie man sonst gewöhnlich zu Tische sitzt, — und jede ihr eignes Geschirre und ihre eignen abgesonderten Portionen. Ganz oben war eine Kanzel angebracht, auf welcher abwechselnd eine Nonne, unterdessen die übrigen aßen, in der Bibel, und in geistlichen Büchern lesen mußte. Daher mußte während dem Essen das strengste Stillschweigen bemerkt werden, und jedes Geräusche wurde bestraft: selbst die Augen aufzuschlagen war verboten.

Unten wurden die Speisen durch eine Winde aus der Küche hereingebracht, und eine Nonne mußte abwechselnd die übrigen beim Essen bedienen, welches Geschäfte fast immer die arme Julie betraf, um sie in der klösterlichen Demuth zu üben.

Nach Tische, um 12 Uhr gehen alle Nonnen paarweise und unter dem strengsten Stillschweigen in die Kirche zur Danksagung; und nach einer Viertelstunde wieder zurück in das Refektorium, oder in den Garten, wo es bis 1 Uhr erlaubt ist, zu sprechen. Diese drei Viertelstunde und drei Viertelstunden nach dem Abendessen ist die einzige Zeit im ganzen Tage, wo es erlaubt ist, zu sprechen. Uebrigens ist durchaus ein strenges Stillschweigen eingeführt.

In diesen Erholungsstunden mußte Julie die Lampen putzen, die Spuckkästchen reinigen, die Abtritte säubern, das Chor und die Kreuzgänge fegen, Holz und Wasser tragen, und

dergleichen mehr. Man denke sich die arme, schwächliche Julie bei diesen knechtischen Arbeiten!

Um 1 Uhr wurde Stillschweigen geläutet. Jede Nonne mußte auf den Glockenstreich in ihre Zelle zurück, um sich da bis drei Uhr mit geistlichen Büchern zu beschäftigen. Um drei Uhr bis dreiviertel auf 4 war Vesper, und nach dieser wurde sie wieder von der Alten zum klösterlichen Leben angeleitet. Um 5 Uhr ging man zu Tische, wo man auf die nemliche Art, wie des Mittags, bis 6 Uhr blieb. Dann kam die Adoration bis ein Viertel, dann wenn die Uebrigen im Garten spazieren gingen, körperliche Arbeit bis dreiviertel auf 7. Nun mußte sie eine ganze Viertelstunde zur Komplet läuten. Diese dauerte bis um halb 8, bis dreiviertel auf 8 war Generalexamen über seine den Tag hindurch begangene Sünden, und um 8 Uhr mußte — Sommer und Winter — alles zu Bette seyn. Das ist die täg-

liche Lebensart der Nonnen Jahr aus und Jahr ein.

Julie wurde von der Alten fleißig in der Demuth und im klösterlichen Gehorsame geübt. Sie bot allen ihren Erfindungsgeist auf, um das unglückliche Mädchen zu martern und zu quälen, und sie trug ihren Despotismus, ihre Launen, ihre Grillen, und die entsetzliche Last des ewigen Einerlei, und die übrige knechtische Behandlung mit einer Gleichgültigkeit, mit einer Geduld, die sie selbst oft an sich bewunderte.

Alle Sonnabende mußte sie beichten, sich geiseln, und eiserne Zilizien um den Leib tragen. Dieß geschah auch am Vorabende eines jeden Fest- oder Marientages, und ihre Wunden wurden von einer Woche zur andern nicht heil. Um ihr Fleisch zu mortifiziren und zu zähmen, bekam sie äusserst wenig zu essen und zu trinken, mußte ganze Nächte wachen, oder

auf einem Brette liegen, bei Wasser und Brod bei Tische auf dem Boden sitzen, im Chor mit dem Angesichte auf dem Boden liegen, und überhaupt sich allen den Mönchstyranneien unterwerfen, die ihre Entstehung noch den ersten Jahrhunderten des Mönchthums zu danken haben.

So lebt man in den Klöstern! Man spricht den Laien, die man fangen will, von Friede und Ruhe vor: — im Grabe herrscht eben der Friede, eben die Ruhe! — man rühmt die Klöster als eine Freistätte der Freundschaft; und doch weiß man hier nichts von Freundschaft: des ewigen Stillschweigens wegen kann nie Vertraulichkeit und Geselligkeit herrschen, Privatfreundschaft ist streng verboten, wenn sie auch von den überhäuften, schnell auf einander folgenden klösterlichen Beschäftigungen nicht verdrängt würde; — und wehe dem, der sich auf der Zelle eines seiner Brüder, oder seiner Schwestern finden lassen sollte! — —

Sehet her, ihr jugendlichen Schwärmer und Schwärmerinnen! sehet dieses Gemälde des klösterlichen Lebens, bei dem Wahrheitsliebe und Erfahrung den Pinsel geführet haben; — sehet her, ihr hartherzigen Vormünder, und ihr bigotten Eltern, — und wenn ihr nicht davor zurückschaudert, so seyd ihr nicht werth, Menschen zu heißen!! — — Allmächtiger! ist es möglich, daß Menschen diese Mörderhöhlen, wo kein Strahl der Vernunft die eiskalten Herzen wärmt, daß Menschen sie zu deiner Ehre erbauet haben!!! — —

Juliens Gesundheit nahm täglich ab. Der Kummer hatte ihre Wangen gebleicht, der Schmerz den Strahl ihres Auges getrübet, und Verzweiflung Kraft und Lebenssaft in ihrem Körper aufgefressen. So wankte sie dem Grabe entgegen: so oft sie sich zu Bette legte, war ihr Wunsch, nicht mehr aufzustehen; — und so oft sie wieder erwachte, bat sie ihren Schöpfer, er möchte diesen Tag den letzten ihres Lebens seyn lassen.

Doch bei alle dem war ihr Herz noch unverändert. Keine Geisel, kein Zilizium, kein Fasten noch Beten konnte Wilhelms Bild aus ihrer Seele verdrängen. In ihrer einsamen Zelle, im Chor, selbst am Altare stand es lebhaft vor ihren Augen. Wenn sie manchmal durch die melancholischen Kreuzgänge hinschlich, da seufzte sie: Ach wo bist du Geliebter, wo weilest du? wo irret dein Fußtritt? ach hast du deine Julie schon vergessen, die hier im Gefilde des Grabes sich noch an deinem Andenken ergötzet! ach komm, und erlöse mich! — So seufzte sie, doch ihre Seufzer drangen nicht durch die gefühllosen Mauern des Klosters: — und wenn sie sich die Unwahrscheinlichkeit, ja die Unmöglichkeit ihrer Erlösung dachte, dann verbarg sie ihr Gesicht in dem Stroh ihres Bettes, damit man ihr lautes Winseln nicht hören sollte.

Eines Tages, als die Bilder ihrer ersten Jugend vor ihrer Seele gaukelten, und sie

sich der Träume ihres Glückes, und ihrer Hoffnungen erinnerte, und ihre gegenwärtige Lage dagegen hielt, da konnte sie ihr ausbrechendes lautes Schluchzen nicht zurückehalten. Sie ließ ihren Thränen freien Lauf. Auf einmal stürzte die alte Novizenmeisterin wie eine Furie in die Zelle, und fluchte und lermte auf eine schreckliche Art. — Schämt sie sich nicht, dummes, einfältiges Ding! oder hat sie das Heimweh bekommen? es ist entsetzlich, mit ihrem Heulen die übrigen frommen Schwestern in ihren heiligen Betrachtungen zu stören! — Aber wenn sie nicht den Augenblick stille ist, so soll ihr eine Wohnung angewiesen werden, in welcher sie gewiß Niemand heulen hören soll! — — So ist den unglücklichen Geschöpfen nicht einmal der elendeste Trost, der den niedrigsten Bettler nicht genommen werden kann, der Trost zu weinen, gegönnt! — —

So hatte Julie nun schon beinahe ein Jahr geduldet, und mit stumpfer Gleichgültigkeit

sah sie, gleich einer finstern Wetterwolke, den Zeitpunkt herannahen, an dem sie die klösterlichen Gelübde auf ewig von der Welt und allen Hoffnungen abreißen sollten. — So sieht der Landmann ein drohendes Ungewitter aufsteigen, und schnaubend den Horizont heraufziehen. Bald blickt er auf seine blühenden Saaten, die Frucht seines Schweißes; bald mit flehender Miene gegen den Himmel um Schonung; — umsonst! die Wolken thürmen sich herauf! der Donner rollt, die Blitze leuchten, und in stiller Ergebenheit wirft er sich auf die Erde, und erwartet den Ausbruch. —

Wilhelm hatte unterdessen auf die entsetzlichste Art seine Tage bei Wasser und Brod in seinem Kerker hingeschmachtet. In den ersten Wochen weinte er so lange laut auf, bis er keinen Laut mehr von sich geben konnte. Aber nach und nach wurde er mit seinem Elende vertrauter, und an die Stelle der tobenden Wuth trat ein männlicher Schmerz, der sich

in sich selbst verschloß, und endlich durch die Länge der Zeit zu einer erträglichen Gewohnheit wurde. Das unaufhörliche Sitzen und der Mangel an Bewegung, die schlechte Nahrung und die feuchte Kerkerluft hatten sein Gesicht bleich gemacht, wie das Gesicht eines Gespenstes, sein Bart floß ihm auf die Brust herab, seine Nägel waren wie die Krallen eines Adlers, seine Kleider waren ihm von dem Leibe gefaulet, nur einzelne Lumpen hingen noch an ihm, und seine Ketten hatten ihm die Haut von seinen Knochen abgefressen. Und doch war sein Morgen- und Abendgebet kein anders, als: „Herr, laß es meiner Julit wohl gehen." —

Eines Tages, als er noch auf seinem verfaulten Stroh schlief, kamen ein paar Männer mit starkem Gepolter, schlossen seine Ketten ab, und riefen ihm zu: er sollte ihnen folgen. Er wankte ihnen nach, ein paar Treppen hinauf, wurde in einen Wagen gehoben,

die Männer stiegen ebenfalls ein, und nun ging es zum Schlosse hinaus.

Er machte sich verschiedene Gedanken, und konnte doch nicht vermuthen, was man mit ihm anfangen wolle? — und fragen wollte er seine Begleiter ebenfalls nicht. Daß man aber keine Spazierfahrt mit ihm machen wolle, ließen ihm die Säbel und Flinten vermuthen, mit denen seine Führer versehen waren.

Es ging den ganzen Tag fort. Gegen den Abend langten sie in einem Städtchen an, wo Garnison lag. Der Wagen hielt am Thore stille. Der Eine stieg aus, und auf die Frage des wachthabenden Offiziers: wohin? hörte Wilhelm mit Entsetzen den Namen seiner Vaterstadt nennen. — Nun ging ihm auf einmal ein Licht auf! — nun errieth er den ganzen Anschlag des Herrn von Dorneck, ihn wegen seiner ehemaligen Geschichte seinen Feinden auszuliefern, und der Gedanke, sich bei

der ersten besten Gelegenheit in Freiheit zu setzen, es koste auch was es wolle, reifte zum festen Entschlusse. —

Es wurde dunkel. Wilhelms Herz pochte. Der Streich mußte izt gewagt werden, wenn er nicht schon morgen in den Händen der Inquisition seyn wollte; — und dann war an keine Rettung mehr zu denken.

Die Chaussee führte izt durch einen Wald. Der Mond ging eben auf. Die beiden Begleiter fingen an zu schlummern. Wilhelm öffnete erst ganz unbemerkt den Schlag, als wenn er von selbst aufgesprungen wäre, stellte sich dabei als schlief er, und als er sah, daß man alles dieses nicht bemerkte, und den Schlag nicht wieder zumachte, war er mit einem Sprunge aus dem Wagen und in dem Walde. Es fiel ein Schuß hinter ihm her, und noch einer; aber er lachte, denn in dem Dickichte war er in Sicherheit. — Er hörte

die Beiden noch fluchen und jammern, und lief, so viel er konnte, immer Waldein, mit der Hoffnung, jenseits ohne Gefahr hinaus zu kommen, bis er in einem Dickicht ermüdet niedersank, und entschlief.

Ein lermendes Geläute weckte ihn schon am frühen Morgen. Er erkannte es als das Geläute eines benachbarten Klosters, und in Hoffnung seine Julie zu finden, oder vielleicht Nachricht von ihr zu erhalten, eilte er mit verdoppelten Schritten dem Thale zu.

Er kam an etliche Bauerhöfe, aber sein fürchterliches Aussehen erfüllte alles mit Furcht und Schrecken, alles lief vor ihm, und alle, die ihn kannten, sagten, sie hätten ein Gespenst gesehen.

Er rannte unaufhörlich fort, und von einem Kuhhirten, der ihm nicht mehr entwischen konnte, erfuhr er, daß in dem nahen Kloster

Marienthal heute eine Novizin die Klostergelübde ablege. Das war ihm genug. Schon sah er seine Julie bleich und abgehärmt vor den Altar wanken, um auf ewig sich von der Welt loszuschwören. Der Boden war ihm glühendes Eisen, und athemlos stürzte er in die Klosterkirche. —

Schon war die Kirche voll von neugierigen Menschen, die sich zu diesem Schauspiele versammelt hatten; und noch jeden Augenblick strömten aus Nah und Fern Hunderte herbei, die dieser Szene beiwohnen wollten. Wilhelms Aussehen zog Anfangs die Augen der Anwesenden auf sich, doch man hielt ihn für einen Bettler, und beschäftigte sich wieder mit dem kommenden Auftritte.

Schon über eine Viertelstunde brummte die Sterbeglocke hohl und fürchterlich, und die Aufmerksamkeit war auf das höchste gespannt; vor dem Altare war auf einer Bahre

ein Sarg aufgestellt, mit schwarzen Tüchern behangen, und ringsum mit brennenden Wachslichtern umgeben, und aller Augen erwarteten das Schlachtopfer, das heute ihre Neugierde befriedigen sollte.

Endlich kam eine Reihe von Nonnen aus der Sakristei, die einen Kreis um das Todtengerüste bildeten, und in ihrer Mitte wankte Julie, von zwei andern Schwestern unterstützt, mehr todt als lebendig, und wollte eben das Gerüste besteigen, um der Welt abzusterben, als Wilhelm, mit einem lauten Schrei: meine Julie! — durch die Menge drang, und sie in seine Arme faßte. — Die Nonnen flohen vor dem schrecklichen Gespenste: Julie sank zu Boden, Wilhelm riß sie von dem Gerüste, der Pöbel gerieth in Aufruhr, die Beiden wurden von einander gerissen, Wilhelm zur Kirche hinaus geworfen, und Julie in das Kloster zurückgeschleppt.

Die

Die Unglückliche wußte nicht, wie ihr geschehen war: sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre, und als sie wieder zu sich selbst kam, befand sie sich in einem finstern Gewölbe, in welchem sie mit Schauder und Entsetzen die modernden Ueberreste einer ihrer Vorgängerinnen fühlte.

Wilhelm irrte in den Wäldern und Gebirgen umher: in seiner Seele wüthete mehr, wie Höllenqual: Er hörte das verzweifelnde Mädchen ächzen: denn er kannte die klösterliche Menschlichkeit: — und er beschloß sie zu retten, und sollte darüber die ganze Schöpfung zu Grunde gehen.

Er ging in das Kloster zurück, und verlangte die Aebtissin zu sprechen. Sie kam in das Sprachzimmer. Er fiel vor ihr auf die Kniee: „Gebt mir meine Julie wieder, flehte er: sie ist meine Gattin!" — — Weiche aus diesen heiligen Mauern, du verkleideter

Satan! erhielt er zur Antwort. — „Gebt mir meine Gattin wieder!" schrie er von neuem, und zerrte mit fürchterlicher Wuth an dem eisernen Gegitter. — Weiche von hier — erhielt er abermal zur Antwort — Gott ist mächtiger, als du! — — und hiermit gieng sie fort, und ließ ihn allein stehen. — „Nun wohl, wohl! — ihr zwingt mich ja! — also sei es! noch ehe die Sonne aufgeht, soll diese verfluchte Mörderhöle in lichten Flammen auflodern! — Allmächtiger, zürne nicht! — das Gefühl, das du mir gegeben, kann ich nicht unterdrücken! — Julie muß mein werden, und soll ich sie mit dem Brande deiner halben Schöpfung erkaufen."

Er lief fort, hinaus in den Fichtenwald, und kratzte mit blutenden Fingern das Harz von den Bäumen. Als er eine ziemliche Menge beisammen hatte, holte er Stroh von den Feldern, machte Feuer an, und mischte das Harz mit dem Strohe, daß eine Art Pech-

kränze daraus entstand: und so erwartete er den Abend.

Die Sonne ging unter, die Nacht zog von Osten her, und Wilhelm trabte mit seinen Materialien, und einem Feuerbrande dem Kloster zu.

Das Kloster lag in einem anmuthigen Thale, wie sich denn Mönche und Nonnen immer die schönsten und fruchtbarsten Gegenden ausgesucht haben. In einer ziemlichen Ferne erblickte man mehrere niedrige elende Hütten in Form eines Dörfchens, gleich als wagten sie es nicht, sich dem Heiligthume zu nähern. Hier wohnten die Klosterunterthanen, oder vielmehr das Klostervieh; denn diese mußten, mit Aufopferung ihres eigenen Wohles, die Felder des Klosters bearbeiten und bebauen. Sie mußten ackern, säen, pflanzen, mähen, die Ernde in die Scheunen bringen, dreschen, kurz, den heiligen Müßiggängerinnen das

Brod bis an den Mund bringen. Unterdessen blieben ihre eignen Gründe, die ohnehin nur so schlecht und unfruchtbar waren, daß sie den Klosterheiligen ganz und gar unbrauchbar schienen, und nur aus dieser Ursache großmüthig den armen Laien überlassen wurden — diese Stückchen, die bei der besten Pflege nicht die kleinste Familie ernähren konnten, blieben unbebauet, bis erst die Felder des Klosters im Stande waren. Deßwegen hoben sich auch die Saaten des Klosters stolz gegen den Himmel, unterdessen jene der Laien in Niedrigkeit und Demuth standen, und es nicht wagten, mit jenen sich zu messen: — deßwegen konnte man beim ersten Blicke unterscheiden, wie weit die Klostergründe reichten. — Doch dafür hatten die Laien Entschädigung genug, wenn sie täglich die Klosterglocke läuten, und das Geplärre des Chores hören konnten.

Welch ein Kontrast! die niedrigen Strohhütten, und den großen marmornen Pallast!

— und in beiden wohnen Menschen! nur mit dem Unterschiede, daß in den Hütten arbeitsame Menschen, in dem Pallaste aber Müßiggänger wohnen! — doch an den glänzenden Marmorsäulen mußte man ja auf den ersten Blick errathen, daß hier Armuth, — an den stolzen Thürmen, daß hier Niedrigkeit und Demuth, — an den eisernen Gegittern, daß hier freiwilliger Gehorsam, — und an der ganzen Majestät des Gebäudes, daß hier Selbstverläugnung, und Verachtung der Welt wohnt! — —

O ihr Völker und Nationen! — ihr weisen und guten Beherrscher von Millionen! hört doch die Stimme der flehenden Menschheit, und lasset nicht länger eine Gesellschaft unnützer Menschen, die sich in eurer Mitte, gleich verheerenden Ratten in eure Kornkammern eingenistet, — lasset diese eiternden, um sich greifenden Geschwüre, die die besten Säfte des Staatskörpers anstecken, — unter euerm

Schutze das Blut des arbeitenden Bürgers verzehren, und sich gleich der Hyder des Lernäischen Sumpfes, vom Menschenfleische nähren, — lasset sie nicht länger in euern Eingeweiden wüthen! — o wann wird ein Herkules aufstehen, und dieses Ungeheuer, das mit Kutten, Stricken und Kaputzen angethan, und mit Amuletten, Skapulieren, Lukaszedeln und Rosenkränzen bepanzert, sich über ganze Länder hin ausgedehnt hat, und vor dem der Pöbel niedersinkt auf seine Kniee, es anzubeten, — mit mächtiger Hand zu erwürgen und zu vernichten? — —

Wilhelm pries die Vorsehung, daß das Kloster allein stand, und er also nicht gezwungen war, die Hütten der armen Unterthanen in Gefahr zu setzen. Er fiel auf seine Kniee: Gott — rief er aus, und faltete seine Hände gen Himmel — Gott der Liebe! — du hast den Menschen zur Thätigkeit und nicht zum Müßiggange geschaffen! du hast ihm diese

Erde mit allen ihren Schönheiten eingeräumt, daß er sie dankbar genießen, und sich im Genusse freuen, aber nicht, daß er sie undankbar verachten, und von sich stoßen soll! — du gutes, liebreiches Wesen, unmöglich kann es dir angenehm seyn, wenn sich der Mensch selbst Qualen auflegt, und muthwillig jedes Blümchen der Freude, das du ihm auf seinem Wege keimen lässest, mit eignem Fuße in den Koth tritt! — — du wirst mir also verzeihen, wenn ich zur Rettung einer Unglücklichen, die dein Geschöpf ist, und die unschuldig schmachtet, mit Gewalt den Kerker erbreche, in welchem die Menschheit auf das schändlichste mit Füßen getreten wird! — in deinen Augen werde ich kein Mordbrenner seyn, wenn ich ein Raupennest verbrenne, das mit gierigem Heishunger die Knospen und Blüthen deines schönen Gartens zerstöret! — —

Auf der einen Seite war eine Scheune an das Hauptgebäude angebaut, in der die

Braugeräthschaften, Fässer, Reife, Holz, Pech und dergl. aufbewahrt wurden. Wilhelm schlich sich hin, zündete seine Pechkränze an, und warf sie durch ein Fenster in die Scheune.

Die gehofte Wirkung fehlte nicht lange, das Feuer griff um sich, und in einigen Minuten stand die Scheune in lichten Flammen. So weit kann Bigotterie, Hartherzigkeit und gereizte Leidenschaft das menschliche Herz bringen!! —

Es entstund Lermen. Alle Glocken wurden geläutet, die Bauern stürmten mit Löschwerkzeugen herzu. Aber es war an kein Löschen zu denken. Unaufhaltsam ergriff das Feuer das Hauptgebäude, und die Nonnen flohen mit Angstgeschrei heraus. In einer halben Viertelstunde stand das ganze Kloster mit allen Nebengebäuden in vollem Brande. Das Geprassel des Feuers, das Stürmen

der Klosterglocken und aller Dorfglocken rings-umher, das Getöse der Herbeieilenden, und der Löschenden, das Angstgeschrei der Nonnen, das Krachen der stürzenden Balken, das Brüllen des Viehes, und das feurige Firmament gaben ein fürchterlich schönes Schauspiel. —

Unter dem Gewimmel wurde Wilhelm nicht erkannt. Er sah die Nonnen herausstürzen, aber seine Julie konnte er nicht erblicken. Seine Angst stieg mit jeder Sekunde, und er zweifelte nicht mehr, daß sie irgend in einem unterirdischen Loche schmachte. — Er stürzte sich in die Flammen, um sie herauszuholen. Alle Thüren waren geöffnet: er drang bis in den innern Klostergarten. Wo sollte er Julien finden? alle Augenblicke drohte das Gebäude zusammenzustürzen. Er rannte an der Mauer umher, wo die Oeffnungen der unterirdischen Gewölber nur einige Handbreit über der Erde herausgingen. Er legte sein Ohr an jede dieser Oeffnungen, und rief: Julie! Julie! —

Schon stürzten brennende Balken herunter, und drohten ihn zu zerschmettern, als er „Hilfe! Hilfe!“ rufen hörte. — Julie, bist du es? — o mein Wilhelm! rette mich! — — Er kratzte die Erde mit seinen Händen auf, brach mit einem brennenden Balken krachend die eisernen Stäbe aus, legte sich auf die Erde, reichte die Hand in die Oeffnung hinunter, zog Julien herauf, faßte sie auf seine Arme, und stürzte mit ihr durch die Flammen, die ihm Haare und Gesicht versengten, hinaus in das Freie. —

Wilhelm, was hast du gethan? sprach Julie. — Nichts, antwortete er, als was mir Liebe zu thun befahl. Nun soll dich mir kein Mensch mehr entreißen, nur der Tod. Ja, antwortete sie, nur der Tod! und blickte schaudernd nach dem brennenden Kloster um. —

Das Getöse dauerte fort, ein Giebel nach dem andern stürzte zusammen, nur die Kloster-

thürme ragten noch brennend empor und beleuchteten die ganze Gegend umher. — Sieh, sprach Wilhelm wieder, wie uns die brennenden Thürme zu unsrer Flucht leuchten, wie einst die Feuersäule des Herrn den Israelitten auf ihrer Reise. Siehst du dort auf jenem Berge die Ruinen einer ehemaligen Burg emporragen? — Dort laß uns hineilen! vielleicht finden wir dort noch irgend ein Gewölbe, das uns die Zerstörung zu einem stillen und sichern Aufenthalte aufbewahrt hat; dort wollen wir verborgen das Glück der Wiedervereinigung und der Liebe genießen.

Sie eilten fort, stiegen den Berg hinan, und nach anderthalb mühsamen Stunden, nachdem sie sich durch manches Dickicht gedrängt, sich an manchem Baume gestoßen, und über manchen Felsen mit Lebensgefahr weggeklettert waren, kamen sie endlich auf den Gipfel desselben, an den Ruinen an, und sahen die Glut des verbrannten Klosters wie ein Feuermeer unten im Thale liegen.

Sie suchten einen Eingang in die Ruinen, fanden ein halb zerfallenes Thor, und krochen über den Schutt in ein geräumiges Gewölbe; — Arm in Arm legten sie sich auf die Steine hin, und erwarteten den Anbruch des Morgens.

Als es Tag war, untersuchten sie ihr Terrain näher; und — welche Freude! — sie fanden eine ganz hübsche, tapezirte, und mit einigen ganz brauchbaren Möbeln versehene Stube. Siehst du, liebe Julie! rief Wilhelm entzückt aus: — siehst du, für eine Wohnung hat Gott gesorgt, und für unsre Nahrung wird er ebenfalls sorgen.

Sie reinigten die Stube vollends, und richteten sie sich zu ihrer Bequemlichkeit ein. Ein dauerhaftes Gewölbe bestimmten sie zu ihrer Vorrathskammer, und alle Morgen ging Wilhelm hinaus, und suchte Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Kirschen, wildes Obst und Wurzeln; und welche Freude für ihn,

wenn er beladen zurückkam, und ihm seine Julie mit freundlichem Lächeln seine Last abnahm! —

An Beschäftigung fehlte es ihnen nie, und das trug viel zu ihrem Glücke bei. Sie sammelten entweder Früchte und Wurzeln ein, oder reinigten den Vorrath, und brachten ihn zu besserer Aufbewahrung in Ordnung, oder sie lasen Holz, oder sie durchsuchten die Gänge und Gewölbe der Ruinen, oder sie machten einen Spaziergang auf dem Rücken des Gebirges hin. Welches Entzücken für sie, wenn sie von ungefähr eine neue Frucht, oder eine neue Wurzel entdeckten! — so kann sich kein König freuen, der eine neue Provinz mit seinen Ländern vereinigt! — Jeder Tag war mit neuer Wonne für sie bezeichnet, und täglich wurden sie mehr und inniger von der Wahrheit überzeugt, daß man, um glücklich zu seyn, weiter nichts als sich selbst nöthig hat. So standen sie zufrieden am Morgen

auf, und sahen dankend nach der aufgehenden Sonne hin; und so legten sie sich des Abends, wenn die Sonne die Erde verließ, froh und heiter auf ihr Lager von Moos und Fichtenzweigen. —

Unterdessen war wegen dem Brande des Klosters strenge Untersuchungen angestellt worden, und alle Umstände zusammen, Wilhelms Erscheinung in der Kirche, der dasige Auftritt, die Szene mit der Aebtissin im Sprachzimmer, und seine und Juliens Entfernung, setzten ausser allen Zweifel, daß Wilhelm der Thäter sey.

Es wurden deßwegen Steckbriefe ausgeschickt, aber man konnte weder ihn, noch sie entdecken, bis endlich ein unglücklicher Zufall ihren Aufenthalt verrieth. Ein paar arme Kinder hatten nemlich eines Tages Himbeeren gelesen, sich im Walde verirrt, und waren bis an die Ruinen gekommen, als eben Wilhelm mit einem Bündel Holz von der andern Seite

des Waldes nach Hause kam. Kaum sahen ihn die Kinder, als sie mit einem fürchterlichen Geschrei den Berg hinunter stürzten.

Er hatte die Kinder nicht bemerkt, und das Geschrei machte wenig Eindruck auf ihn. Zudem wollte er seine Julie nicht mit einer Vermuthung von Unsicherheit erschrecken, und überhaupt glaubte er nicht, daß man ihn hier vermuthen und aufsuchen würde.

Eines Morgens, als eben die Sonne heraufstieg, und Wilhelm hinaus wollte, Holz zu holen, hörte er ein Getöse, als ob der ganze Berg mit allen seinen Tannen lebendig geworden wäre. Wilhelm horchte, es kam immer näher, von allen Seiten näher, bis endlich allenthalben eine Menge Bauern und Jäger mit Knitteln, Flinten und Hunde sichtbar wurden.

Wilhelm stürzte zurück, und fiel Julien um den Hals. Julie, schluchzte er, Julie! kannst du Unglück mit mir tragen und mit mir

theilen? — o Wilhelm, was ist dir? du zitterst? — du bebst? -- — o Julie! bist du mir ewig getreu? willst du mir überall folgen? — mein Wilhelm frägt so? ich folge dir selbst in den Tod! — — Ja, Julie, in den Tod! er ist nahe, und mit ihm die Vollendung aller unsrer Leiden und Verfolgungen, mit ihm der Anfang eines bessern Lebens. — Wir sind verrathen! nur der Tod kann dich von einem ewigen Gefängnisse, und mich vom Scheiterhaufen retten. — Wilhelm, wir sterben Arm in Arm, und Arm in Arm treten wir hinüber vor den allwissenden Richter, der Schonung für unsre Schwächen, und Verzeihung für unsre Fehler haben wird. — Ja, Julie, das wird er, denn Liebe ist kein Verbrechen.

Sie hörten ihre Verfolger schon in den Ruinen poltern. Heraus, Mordbrenner! schrien sie, heraus aus deinem Loche, auf den Scheiterhaufen mit dir! heraus mit der Nonne, die das Heiligthum entehrte! — Wilhelm

und

und Julie umfaßten sich. Unter ihrem Fenster öffnete ein schwarzer Abgrund seinen Rachen, der einst als Burgverließ gedient, und manches Opfer verschlungen haben mag. Sie sahen hinaus: der Anblick war schauderhaft: das Gepolter nahm immer zu, und kam beinahe schon an ihre Thüre. Izt gilt es, schrie Wilhelm, und stieg mit Julien auf das Fenster. Fest waren sie aneinander geschlungen. Allmächtiger, — schluchzten beide — wir kommen! verzeihe uns, und verwirf uns nicht von deinem Angesichte! — Dein erstes Gesetz heißt ja durch die ganze Schöpfung: Liebet euch! und siehe, wir erfüllen dieß Gesetz, wir liebten uns, und wir lieben uns noch, da uns Menschen aus deiner Schöpfung verbannen. Allmächtiger! sei uns gnädig.

Izt wurde die Thüre aufgerissen, und in eben dem Augenblicke stürzten sich die beiden Liebenden in den Abgrund hinunter, der von dem Falle dumpf und fürchterlich widerhallte.

Ihre Körper konnte man nicht sehen, aber an den allenthalben hervorragenden Felsenspitzen klebte ihr Blut und Gehirne. —

Mit Schaudern sahen die gefühllosen Verfolger hinunter, fluchten dem Andenken der Unglücklichen, um sich dadurch bei Gott und seinen Heiligen einzuschmeicheln, und verließen die Ruinen.

Seit dieser Zeit wagt es Niemand mehr, sich diesen Ruinen zu nahen, und mit Schaudern sieht der fromme Wanderer hinauf, und eilt furchtsam vorüber. Der Landmann will manchmal, bei Annäherung heiliger Zeiten, beim Mondesschimmer die beiden Liebenden Arm in Arm herumwandeln sehen, und wenn der Nordwind in den Wipfeln der Fichten und Tannen hauset, und durch die Spalten der zerborstenen Thürme heulet, dann schlägt das fromme Mütterchen ihre Legende auf, kreuzt sich, und ruft: Gott sei mir gnädig! — —

Sanft ruhe eure Asche, ihr Unglücklichen! — ihr wandelt drüben im ewigen Frieden, euch gleichviel, ob eure Hülle einige Schuhe höher oder tiefer in der Erde modert! — — o! könnte ich euch einen Leichenstein setzen, der von der Erde bis zum Himmel reichte, und mit Feuerschrift daran schreiben, daß es alle Nationen des Erdbodens sehen und lesen könnten:

Hier liegen
zwei unglückliche Opfer
des
Eigennutzes, des Fanatismus, und
der Bigotterie!!!

Das

Freuden-Mädchen

oder

schreckliches Beispiel der Klostertyrannei.

Indem ich dieses schreibe, ist mir, als wenn ich, Vater von einer zahlreichen Familie, eines meiner liebsten Kinder in die große weite Welt schicken, und ihm meine letzten Lehren und meinen letzten Segen ertheilen wollte. O stünde ich doch auf einem Katheder, wo mich alle meine jungen Mitbürger und Mitbürgerinnen sehen und hören könnten! —

Es ist ein schöner, ein erhabener Beruf, vor Unglück und Elend Viele zu warnen und zu bewahren. Aber eben so traurig ist es, zu denken, daß theuer erkaufte Erfahrungen, zum Wohle lebender und künftiger Generationen aufgeschrieben, höchstens einmal gelesen, und dann unbeherziget hingeworfen werden sollten. O ihr alle, denen der Zufall, oder eigne Wahl dieses Buch in die Hände gegeben haben — ihr Väter und Mütter, ihr Jünglinge und Mädchen, — und besonders du meine vater=

ländische Jugend, für die ich hauptsächlich schreibe, durchblättert es nicht, um eure Neugierde zu befriedigen, oder die Langeweile zu vertreiben, und haltet es nicht für die Geburt eines Stubengelehrten, was ihr hier leset; — sondern glaubet mir, daß ich dem Andenken der beiden Unglücklichen, die ich selbst gekannt, und deren Geschichte ich euch hier übergebe, manche einsame Stunde widme, und manche theilnehmende Thräne weine!! —

In einer deutschen Provinz, in welcher die Klöster so zahlreich sind, wie die Sterne am Firmamente; in welcher die Bettelmönche wie Horden Feldmäuse die Felder und Scheunen des frommen Landmannes plündern; in welcher der getreue Anhänger der allein seligmachenden Kirche, von seinen Pfaffen belehrt, von seinem Fürsten nichts weiß, und Pabst und Prälat für die alleinigen Regenten der Welt hält; — wo er im Stande ist, über einen Gulden Staatsabgabe zu rebelliren, in den

unverschämten Klingelbeutel seiner Mönche und Pfaffen hingegen den letzten sauern Groschen wirft, und mit den Seinigen hungert und darbt; — wo Väter und Mütter fromme Stiftungen machen, und ihre Kinder dem Elende Preiß geben; — wo Anverwandte, Onkels und Tanten, ihr Vermögen in die Klöster schleppen, und die rechtmäßigen Erben umsonst vor ihrer Thüre wimmern; — ja wo die Dummheit der Laien so weit geht, daß sie bei Lebzeiten ihr ganzes Vermögen einem Kloster hinwerfen, vor dessen Pforte sie dann umsonst um eine Suppe betteln *), und wo die unglückliche Jugend, von schlauer Proselitenmacherei gereizt, bis izt noch — — in auf-

*) So ging es vor ungefehr zehn Jahren einem reichen Bierbrauer in ***. Dieser gab sein Vermögen, mehr als 50000 fl. in das Franziskanerkloster **, und überließ alle seine Anverwandte dem höchsten Elende. Nach einigen Jahren mußte er vor der Klosterpforte der undankbaren Ungeheuer betteln, bis er endlich verhungerte.

K.

geklärten Ländern glaubt man das nicht, und hält es für ein Mährchen! — — in ganzen Schaaren in die Klöster strömt; — in diesem Lande — — man wird den Namen errathen, ohne daß ich ihn zu nennen nöthig habe — wurde Ernst gebohren.

Obwohl sein Vater nur ein einfältiger Landmann war, so ließ Ernst doch schon in seiner frühen Jugend ausserordentliche Geistesfähigkeiten blicken. Das war eine erwünschte Gelegenheit für die herumziehenden Mönche, die für jede Schmeichelei, die sie Ernsts Mutter über ihren Sohn sagten, ein Dutzend Eier, ein paar Pfund Butter, oder Schinken mehr bekamen. Und da sie endlich auch den Vater auf die Seite nahmen, und ihm die Wonne vormahlten, wenn er einst sein Ernstchen am Altare, mit den priesterlichen Kleidern angethan, sehen sollte, — welche Ehre er genießen würde, wenn die übrigen Bauern schon auf zwanzig Schritte den Hut und die Mütze

vor seinem geistlichen Herrn Sohne abnehmen würden, dann wurde den guten Leuten völlig der Kopf verrückt, dann wurde alles hergeholet, was Küche und Keller vermochte, und hoch und theuer geschworen, daß Ernstchen studieren, und ein Geistlicher im Herrn *) werden sollte. Und wenn der Junge vollends den bekutteten Verführern entgegen lief, sich freundlich um sie hermachte, und ihnen die Hand küßte **), dann waren die Alten ausser sich, und suchten schon einen Platz im Kalender, wo, roth gedruckt, ihre Namen, als der Eltern des jungen Heiligen, stehen sollten. —

*) Herr wird in diesem Lande jeder Mönch, überhaupt jeder Geistliche, zum Unterschiede der Laien, genannt, die nur als Knechte jener betrachtet werden.

K.

**) Es ist allgemein eingeführt, daß die Kinder schon von weitem laufen, um die Hände oder die Kutten der Herren, der Geistlichen — zu küssen, um dadurch einen Gotteslohn zu erschnappen.

K.

So werden die guten Leute auf dem Lande hintergangen, so wird Unglück über ruhige und glückliche Familien gebracht, so werden unverdorbene Menschen, die arbeitsame und nützliche Bürger des Staates geworden wären, aus ihrer Sphäre herausgerissen, und unglücklich gemacht, so wird endlich der Staat um seine besten, nützlichsten Mitglieder betrogen, und mit Unglücklichen, die aus Elend und Noth nicht selten in jedes Laster fallen, überhäuft! — O selige Zeiten, wenn einst ein Fürst erscheinen und diesem schrecklichen Unfuge Einhalt thun wird! — wenn die Herrschaft der Mönche aufhören und eine wohlthätige Aufklärung, die sich mit dem Mönchthume eben so wenig verträgt, als das Feuer mit dem Wasser, wieder die Menschen begleiten wird! *)

*) Mit inniger Freude bemerke ich, daß in Baiern schon der Anfang gemacht ist, geistliche Güter, die dort zwei Drittheile des Landes betragen, zu den Bedürfnissen des Staates zu verwenden. Baiern — der bessere Theil — hoft alles von seinem Herzog von Zweibrücken, und wer weiß es, was der Rastadter Friede noch tröstliches mit sich bringen wird? — K.

Man verzeihe mir diese Ausholung, mein Herz ist voll von dieser Wahrheit, und wenn ich auf dieses Kapitel komme, so geht es mir, wie dem Jack in Kotzebue's Indianer in England: „das Maul wird mir flott!" — Nun zu meiner Geschichte! —

Es blieb also dabei: Ernst sollte studieren. Deßwegen wurden ihm erst in der Schule des nächsten Fleckens die Anfangsgründe beigebracht, und in seinem eilften Jahre mußte er auf das Gymnasium der Hauptstadt. Sein litterarischer Fortgang entsprach völlig den Erwartungen seiner Eltern, und den Verheißungen der Mönche, und seine Talente sowohl, als sein sittliches Betragen nahmen alle, die ihn kannten, mit Liebe und Bewunderung ein.

Er hatte sein siebzehntes Jahr erreicht, und die niedern Schulen, mit Ruhm gekrönt, durchgegangen; und die klösterlichen Werbun-

gen, deren an jedem Gymnasium jeder Mönchs-
orden, wie jede Macht in den Reichsstädten
eine militairische, hat, geriethen in Bewe-
gung, den jungen Menschen sowohl seiner Fä-
higkeiten, als seines beträchtlichen Vermögens
halber, für sich zu gewinnen. Man bot ihm
Geld zu seinen Vergnügungen an, man bat
ihn in den Ferien zu sich in das Kloster, man
machte ihm Geschenke von Kleidern und Bü-
chern, kurz man ließ alle Kabalen spielen, ihn
zu einem Entschlusse zu bringen.

Ernst war siebzehn Jahre alt: was konn-
te er da für Welt- und Menschenkenntniß,
was für eine Ueberlegungskraft besitzen, be-
sonders da sein melancholisches Temperament,
durch finstre und schwärmerische Schriften, die
man ihm in die Hände zu spielen wußte, ge-
nährt, nur an der Einsamkeit Vergnügen fand,
und er ausser seiner Studierstube, und seinem
Dörfchen, wo er in den Ferien seine Eltern
besuchte, keine Freude kannte, und also alle

seine Triebe und Leidenschaften entweder noch unentwickelt, oder noch in tiefem Schlummer lagen? —

Auch selbst dann, wenn er bei seinen Eltern zum Besuche war, spannte sich sein thätiger Geist nicht ab. Er sprach äusserst wenig, sondern saß halbe Tage lang bei einem Buche in einem stillen Wäldchen, oder schlenderte zwischen Feldern und Wiesen hin — hörte und sah nichts, was um ihn her vorging, sondern war ganz in seiner Lektüre, oder im Genusse der schönen Natur versunken. Welche Freude für die Eltern, einen solchen Sohn zu haben! sie sahen schon die Strahlen der künftigen Heiligkeit um seinen Kopf glänzen, sahen ihn wohl gar schon als Abt oder Bischoff mit der heiligen Inful auf dem Scheitel, und dem goldenen, gekrümmten Hirtenstabe in der Hand unter einem rothsammtnen Thronhimmel sitzen; — und die ganze Nachbarschaft rundherum sprach von ihm.

Ernst hatte ganz besondre Fähigkeiten zur Dichtkunst, und eine ausserordentliche Neigung dazu; und die Lektüre der praktischen Werke war sein Lieblingsgeschäfte. Das spannte seine Gefühle vollends bis zum höchsten Grade und vermehrte seine Schwärmerei und sein Unglück. Er floh alles Geräusche, vermied sorgfältig jeden Umgang, und suchte und liebte nur die Einsamkeit. Bei sternklaren Sommernächten verließ er oft seine Wohnung und die Stadt, und suchte einsame Gebüsche und stille Wälder auf! Da saß er Stunden lang, oder lehnte sich an eine Fichte, sah zu den Sternen auf, schien ganz in die Strahlen des Mondes hinüber geschmolzen zu seyn, und zürnte auf das Geschicke, das ihm keine Flügel gegeben, womit er in den Mond und in die Sterne hinüberfliegen konnte. Oder er lag auf einem Felsenstücke, und horchte dem Plätschern des Felsenbaches, der sich mit sanftem Geräusche über die bemoosten Klippen stürzte, und murmelnd über die glänzenden Kieseln hineilte, zu.

Dann

Dann beklemmte ihm ein unnennbares Gefühl die Brust, und dann wenn er aus Unvorsichtigkeit nur ein Würmchen zerdrückte, oder auch nur ein Aestchen von einem Gesträuche abkneipte, dann flossen seine Thränen, und er war unzufrieden mit der Einrichtung der Natur, die immer ein Wesen zum Mörder eines andern Mitwesens gemacht hat. —

Bis zu diesem höchsten Gipfel des moralischen Elendes, ein Zustand, der alles schief, alles mit Mikroskopen betrachtet, alles nach seinen überspannten Gefühlen beurtheilt und abmißt, der jede reelle Glückseligkeit unmöglich macht; — kann unvorsichtige Lektüre ein junges, mit natürlichen Gefühlen und Anlagen versehenes Herz bringen! — O greifet in euern Busen, ihr Schwärmer und Schwärmerinnen, und gestehet euch selbst aufrichtig, ob dieses Gemählde zu lebhafte Farben hat?

Wenn Ernst in kältern Stunden seinen Zustand überdachte, wenn ihm die ungestörte

Einsamkeit und Ruhe des Klosters entgegen lachte, wenn er Klagen der Menschen über Elend hörte, wenn ihm ein Unglücklicher, der ihm allenfalls aufstieß, die Welt als einen Auffenthalt des Jammers schilderte, wenn ihm seine Eltern freundlich zuredeten, und kindliche Liebe ihn zur Erfüllung ihrer Wünsche auffoderte, und endlich die Schmeicheleien und Versprechungen der Mönche dazu kamen, dann wurde sein Entschluß reif, der Welt zu entsagen, und in ein Kloster zu gehen. — Was soll ich in der Welt machen? sprach er oft zu sich selbst: — mit meinem Temperamente, mit meinen Gefühlen würde nicht nur ich selbst unglücklich seyn, sondern auch der Welt zur Last fallen! besser, ich reiße mich ewig los, denn nur im Kloster ist Nahrung für meine Schwärmerei, also auch nur im Kloster Glück für mich zu finden. Unglücklicher, geblendeter Jüngling! du kanntest die Klöster nicht! Und ihr alle, Eltern, Vormünder, — ihr Misanthropen und Schwärmer, ihr irret, wenn

ihr denket, daß Melancholie und Schwärmerei nur in den Klöstern glücklich werden könne! — wenn man Stroh an das Feuer rückt, wird es nicht verbrennen? — Und wenn Melancholie und Düsterheit in einer einsamen, öden, todten Zelle sitzt, oder durch die finstern Kreuzgänge und in Todtengewölbern seufzt, ist da nicht höchstes moralisches Elend, und endlich Selbstmord unausbleiblich? — Nur der Mensch ohne alles Gefühl, der nur vegetirt, und weiter keines Glückes fähig ist, als thierischen Genusses, der kann im Kloster ruhig seiner Auflösung entgegen kriechen.

Der Entschluß, ins Kloster zu gehen, war also fest; aber die Wahl des Ordens und des Klosters war noch unentschieden, bis endlich ein Zufall den Ausschlag gab.

Sein Lehrer, ein Mönch aus einer reichen Benediktiner-Abtei, reißte in sein Kloster, und beredete den jungen Menschen, ihn zu begleiten.

Als er da ankam, genoß er alle nur erdenkliche Aufmerksamkeit, und das ganze Kloster schien nur seinetwegen belebt zu seyn, nur sich um ihn allein herumzudrehen. Weil man seinen Charakter kannte, so konnte die Spekulation gar nicht fehlschlagen. Man führte ihn in den Klostergarten, man zeigte ihm eine Eremitage, die nur dazu angelegt war, wie auf einem Vogelheerde, die Kandidaten zu fangen, man ging durch beblumte Wiesen, in benachbarte Wäldchen mit ihm, kurz man zeigte ihm alle Schönheiten der Natur und Kunst um das Kloster herum, und versicherte ihn, daß dieß alles zum freien und unbeschränkten Genuße der Mönche wäre. — Von da führte man ihn zurück in die Klosterbibliothek: wie staunte Ernst, da er in einen großen Saal trat, den er von oben bis unten mit Büchern angefüllt sah! und als man ihm die Sammlung aller deutschen Dichter zeigte, und der Prior mit eigner Hand ihm seinen Lieblings-Dichter, den Ossian, zum Geschenke machte,

ihn aus der Bibliothek in eine niedlich meublirte Zelle führte, von wo aus man die herrlichste, die reizendste Aussicht in das Thal hinunter hatte, und schlau hinzu setzte: das wäre so etwas für einen jungen Dichter! die volle Bibliothek an der Hand, dieses Stübchen, wo man die Natur so ganz genießen kann, und ein ungestörtes, sorgenfreies Leben dazu — das könnte einen Horaz oder einen Virgil schaffen! — Da war Ernsts ganze Seele dahin: er warf sich dem Prior zu Füßen, und beschwur ihn, ihn in seinem Gesuche, in dieses Kloster aufgenommen zu werden, zu unterstützen. — Dieser machte eine wichtige Miene, flößte dem Betrogenen Hoffnung ein, und gab ihm Rath, wie er es anfangen müsse, seinen Wunsch erfüllt zu sehen: „Es hinge nemlich vom ganzen Kapitel ab, einen Kandidaten aufzunehmen: es wäre wohl dieses Jahr Aufnahme, aber es hätten sich schon mehrere Kandidaten gemeldet, er müßte also sehr eilen, wenn er nicht zu spät kommen wollte — er müßte je

eher, je besser, eine Supplike an Seine Hoch-
würden und Gnaden *) und eine an das ganze
Konvent einreichen."

Ernst setzte sich sogleich hin, schrieb die
beiden Suppliken in den rührendsten und fle-
hentlichsten Ausdrücken, übergab sie eigenhän-
dig, und am dritten Tage hatte er schon Ant-
wort, und die Obedienz **), mit dem Beschei-
de, daß er sich binnen zwei Monaten im Klo-
ster stellen, und zwei tausend Gulden, nebst
einem Bette, Tischzeuge, nöthige Wäsche,
und dergleichen nöthigen Dingen mitbringen
sollte. Wer war glücklicher als Ernst, wenn
er an die Seligkeit dachte, die seiner harrte!

Als er wieder auf das Gymnasium zurück-
kam, ließ er sich einen großen prächtigen Favor

*) So heißt ein regierender Abt.

**) Obedienz heißt die schriftliche Antwort,
die der Abt den Kandidaten gibt, und
worin die Zeit und die Bedingungen ihrer
Aufnahmen bestimmt werden.

machen, und eilte zu seinen Eltern hinaus, um ihnen die frohe Nachricht zu hinterbringen.

Ein Favor ist eine Art Federbüsch, oder nach Belieben auch ein Kranz, von Silber und Golddrat, Perlen und Steinen zusammengesetzt, und in der Mitte mit dem Bilde irgend eines Heiligen versehen. Er wird von den Kandidaten, die letzten Monate vor ihrem Eintritte ins Kloster, auf dem Hute als ein Ehrenzeichen getragen.

Dieser Favor hat, besonders auf dem Lande, überirrdische Kräfte, und bringt beinahe göttliche Verehrung zuwege Der Kandidat kann begehren was er will, es wird ihm nichts abgeschlagen: er wird überall gebeten, er hat überall den Vorrang, man sucht alles auf, ihm Freude zu machen, man schätzt sich glücklich, in seiner Gesellschaft zu seyn, und wo er sich öffentlich sehen läßt, da wird er geehrt, bewundert und beneidet. Diese thörigte Ge=

wohnheit ist ein Werk der Mönche, die alles aufbieten, sie immer in vollem Gange zu erhalten, weil ihrer eigenen Erhaltung und Vermehrung äusserst viel daran gelegen ist.

Die Freude der frommen Leute ist nicht zu beschreiben, als ihnen ihr einziger Sohn um den Hals fiel, und ihnen die Botschaft überbrachte, daß er Kandidat sei. Die Mutter wußte sich gar nicht zu fassen; sie besah bald das schöne glänzende Ding auf dem Hute, bald lief sie hinaus in die Küche, um das Beste, was sie hatte, aufzutischen, und bald rief sie alle Nachbarsleute herbei, ihre Freude mit ihr zu theilen. In einigen Minuten war die ganze Stube voll Männer, Weiber, Kinder und Greise, und die Mutter zeigte das heilige Ding jedem nach der Reihe einzeln vor, wobei sie die Kinder geschäftig warnte, es ja nicht anzugreifen und zu beschmutzen.

Obwohl Ernst kein Freund von vielen Gesellschaften war, so mußte er doch mit seinem

wonnetrunkenen Vater täglich in alle umlie- genden Dörfer herumgehen, um ihre Anver- wandten zu besuchen. Welche Freude für den Alten, wenn die Menschen an die Fenster lie- fen, in ganzen Haufen sich auf den Straßen sammelten, ehrerbietig ihre Mützen abnahmen und dem jungen Heiligen Glück wünschten! —

Eines Tages ließ ihn ein benachbarter Edel- mann, der Herr von Adlersfeld, zu sich bit- ten; und Ernst nahm, auf das Zureden seiner Eltern, eine solche Ehre ja nicht abzuschlagen, die Einladung an.

Der Herr von Adlersfeld war ein Mann von 48 Jahren, der schon seit langer Zeit Wittwer war, sich auf das Land vergrub, und hier von den Einkünften seines Guthes lebte. Er bekümmerte sich zwar nicht um die Stadt und ihre Neuigkeiten; — weil er aber nie andre Gesellschaft hatte, als seinen Schulz, und seinen Amtsverweser, so möchte er sich

wohl zuweilen mit Jemanden unterhalten, mit dem er mehr, als von Aeckern und Wiesen, von Viehzucht und Klagesachen, sprechen konnte. Zudem war er ein sehr frommer Mann, der in der Kirche seinen eigenen Stuhl hielt, alle Sonntage einen Gulden in den Klingelbeutel warf, und die Bettelmönche nie ungespeiset und unbeschenkt von sich ziehen ließ. Seine Frömmigkeit mochte also wohl die Hauptursache seyn, warum er den Kandidaten zu sich bitten ließ. —

Ernst wurde mit vieler Artigkeit aufgenommen, und auf das Beste unterhalten und bewirthet, und Herr von Adlersfeld gewann ihn in kurzem so lieb, daß ihm alles, was er nur wünschen konnte, zu Diensten stand. Es wurde gejagt, gefischt, auf den Vogelfang ausgegangen, spatzieren geritten, gefahren, kurz alle ländliche Vergnügungen wurden aufgeboten, um ihm seinen Auffenthalt recht angenehm zu machen.

Der Herr von Adlersfeld hatte eine einzige Tochter, welche eben erst ihr sechszehntes Jahr überschritten hatte. Sie war auf dem Lande in der Unschuld der ersten Schöpfung unbekannt und unverdorben herangewachsen wie ein Veilchen, das sich im hohen Grase verbirgt. Die natürliche Lebensart, und die beständige Thätigkeit hatten ihr eine Gesundheit gegeben, die ihre vollen Wangen mit einem hellen Morgenrothe übergoß, und die Freude ihrer unschuldigen Seele lachte aus ihren großen schwarzen Augen. Munterkeit blickte aus allen ihren Mienen und Bewegungen; sie hüpfte frölich wie ein Lamm über Wiesen und Felder, von einer Arbeit zur andern, und wen sie ansah, dem wars, als wenn ein Engel des Herrn vor ihm stünde. Deßwegen war auch Thereschen der Stolz und die Freude ihres Vaters. —

Als sich Ernst zum erstenmale in den Gesellschaften dieses reizenden Geschöpfes befand,

als sie frölich und unbefangen um ihn herum hüpfte, und ihm mit zärtlicher, unschuldiger Sorgfalt das Beste von jedem Gerichte mit ihren schönen Händen auf seinen Teller legte; — als sie ihn mit ihrer sanften melodischen Stimme zum Essen und Trinken nöthigte, da bemeisterte sich eine nie gekannte Empfindung seiner Seele, da wars ihm, als wenn sein Herz, bisher gefroren, von dem Hauche eines Frühlingslüftchens aufthaute, da wurde ihm bald wehe, bald wohl, da war er oft ganz in ihrem Anschauen versunken, und für alles übrige um ihn her abgestorben und ohne Seele. Und wenn sie aus der Stube ging, da folgten ihr seine Blicke, so weit sie konnten, und blieben unbeweglich an der Thüre hängen, bis Therese wieder hereintrat. Dann schauderte er manchmal in sich selbst zusammen, wenn er das Wort Liebe dachte, und auf seinen Favor hinblickte! —

Wehe dem Jüngling oder dem Mädchen, die durch Düsterheit, durch Einsamkeit, oder

durch heiligen Eifer der Natur spotten wollen! — Sie läßt sich ihr Recht über das menschliche Herz nicht nehmen; und je länger man sie unterdrückt, desto mächtiger erwacht sie dann, um sich zu rächen. —

Ernst kämpfte umsonst gegen eine Leidenschaft, die mit jedem Tage fürchterlicher wurde. Er zitterte vor den Folgen dieser Leidenschaft, vor einer schrecklichen Zukunft, und doch war es so selig, den nie gekannten Gefühlen nachzuhängen! — Er wollte ihren Anblick meiden, und doch war nur da, wo sie war, Glück und Seligkeit für ihn — und wo sie nicht war, da herrschte ein trauriges, leeres, ödes, fürchterliches Nichts! er wollte hinaus in die offne Natur, um sich durch Zerstreuung zu heilen, und seine Füße trugen ihn nur dahin, wo er sie zu finden hofte, und fand. — Er wollte fort, er wollte sich losreißen, er wollte auf immer fliehen; und wenn er von dem Herrn von Adlersfeld Abschied nehmen wollte, und

dieser, der weit entfernt war, von einem Menschen, der einen Favor trug, noch weiter aber, von seinem sechszehnjährigen Thereschen eine Leidenschaft zu bemerken, die für beide die traurigsten Folgen haben konnte — wenn er nur einmal sagte: „Wollen Sie schon fort? — bleiben Sie noch einige Tage hier!“ — und wenn dann vollends Therese dazu kam, ihn freundlich anlächelte, und sagte: „Sie müssen uns noch nicht verlassen, und bedenken, daß Sie noch früh genug in das Kloster kommen, und wir Sie vielleicht auf dieser Welt nie wieder sehen werden!“ — dann war sein ganzer Vorsatz hin. — dann lief er wieder auf seine Stube, warf seinen Bündel von sich, und eilte wieder zu Therese.

Welche traurige Lage für den Unglücklichen! wie sehr bereute er izt seine Uebereilung! welcher schreckliche Gedanke, sich von dem reizenden Geschöpfe zu trennen, auf ewig zu trennen, und sich mit ihrem Andenken in den

Mauern des Klosters zu quälen! Da warf er manchmal den Favor zur Erde, und verwünschte den Tag, an dem er ihn zuerst auf seinen Hut geheftet: da würde der Gedanke lauter in ihm: „Noch habe ich ja keine Verbindungen; — was hindert mich, mein Wort zurückzunehmen? wer kann mir aufbürden, mich auf ewig unglücklich zu machen? — — Und doch — Schande wird mich und meine gute Eltern treffen! — soll ich sie, ich, ihre einzige Freude, durch Gram und Kummer über meine Abtrünnigkeit morden? — sie freuen sich so sehr! sie schätzens sich zur Ehre, einen solchen Sohn zu haben; — und ich soll sie dem Hohn und dem Gespötte der Menschen Preiß geben, von denen sie izt beneidet werden? — Nein, schweig, unglückliches Herz! vielleicht kann Einsamkeit, Gebet, und klösterliche Beschäftigung einst deine Wunde heilen!

Therese hatte seit Ernsts Anwesenheit vieles von ihrer Munterkeit verlohren. Der

sanfte, leidende Blick des Jünglings, der mit unbefangener Geradheit gestählt, sich in jedes Herz bohrte, erregte Anfangs eine Art Mitleiden in ihrer Seele: sie bedauerte sein Schicksal, weil sie sich kein günstiges Bild von der klösterlichen Einsamkeit machen konnte, was ihr ihr Vater auch Schönes hierüber sagen mochte; — und endlich wurde sie so an seinen Umgang gewöhnt, daß sie den Gedanken einer Trennung von ihm nicht ohne Thränen ertragen konnte. Sie hatte nie einen Menschen gesehen, bei dessen Anblicke sie mehr als sonst empfunden hätte; — aber wenn sie den wohlgewachsenen, bescheidenen, leidenden Jüngling sah, dann durchfuhr es ihr das Herz, wie ein elektrischer Schlag. Sie freute sich heimlich über seine Freude, und theilte heimlich seinen Schmerz mit ihm, und es war ihr ein seliges Gefühl, wenn sie sah, daß in ihrer Gegenwart sich sein Trübsinn zusehends erheiterte.

Eines

Eines Tages, als der Sturm der Leidenschaft heftiger als je in Ernsts Seele wüthete, lief er ins Freie, um sich selbst zu entfliehen. Fürchterlich stand das Bild des Klosters vor seinen Augen, und reitzend lachte ihm des Lebens Glück mit einem Wesen, wie Therese war, entgegen! — und da drängte sich das Bild seiner Eltern dazwischen, die niedergebeugt von ihrer Schande ihn als den Mörder ihrer Freude anklagten! — Was sollte er thun?

An der einen Seite des Hügels, auf welchem Adlerfelds Schloß lag, war ein einsames Plätzchen, rundum mit Kastanienbäumen umgeben, die sich oben freundlich ihre Arme zureichten, und ein dichtes Dach wider die brennenden Strahlen der Sonne bildeten. Weiche Rasensitze luden da zur Ruhe ein, und Rosen und Levkoyen, die ihre Gerüche ringsum in die stille Abendluft ausstreuten, machten das Plätzchen zu einem Paradiese.

Hieher kam Ernst, ohne daß er selbst es wußte. Doch als er auf der einen Rasenbank Theresen in weisem Neglige sanft hingeworfen sah, blickte er auf, wo er wäre, starrte zurück, wollte fliehen, und vermochte es nicht. Er stürzte zu ihren Füßen, ergriff ihre Hand, legte sein Gesicht in das Gras, und weinte.

Therese fuhr aus ihrem Schlummer auf: was ist Ihnen, lieber Ernst, sprach sie leise, indem sie mit schwacher Anstrengung ihre Hand loszuwinden suchte.

Ernst. O Therese, könnten Sie die Quaal fühlen, die in meiner Seele tobt und wüthet, Sie würden mir Ihr Mitleiden schenken, Sie würden mit mir wünschen, daß wir uns nie gesehen haben möchten.

Therese. Lieber Ernst, Sie machen mir bange!

Ernst. O ich bin unglücklich, — so unglücklich, als es je ein Sterblicher werden kann.

Therese. Trösten Sie sich mit mir! — auch ich bin nicht glücklich!

Ernst. Ach gnädiges Fräulein, es ist ein schlechter Trost, Gefährten seines Unglücks zu haben!

Therese. Ich fühle es, nur seitdem Sie in unser Haus gekommen sind, ist alle Ruhe und Zufriedenheit von mir gewichen! — sonst konnte mir jedes singende Vögelchen, jedes grünende Aestchen, jedes Blümchen, jedes Gräschen Freude machen! — und nun eckelt mich alles an, nun finde ich nirgends Ruhe, selbst bei meinem Vater nicht, und ich stoße verächtlich von mir, was mich sonst ganze Wochen hindurch auf das angenehmste unterhalten konnte. Sagen Sie mir doch, lieber Ernst, ists Ihnen denn auch so? sind vielleicht Sie an diesem meinen Zustande Schuld?

Ernst sprang auf, und drückte sie feurig in seine Arme. Ja, Engel!! — — es mag gehen wie es da will, — und wenn die ganze

Schöpfung ober mir und unter mir brechen ollte, ich kann nicht im ewigen Kampfe mit mir selbst leben — ich liebe dich, himmlisches Geschöpf, und nur in deinem Besitze ist mir das Leben ein wünschenswerthes Gut! —

Therese. Sie lieben mich? — ach mein Gott, wie haben Sie mich erschreckt! — Die Liebe ist ein fürchterliches Ungeheuer, wie mein Vater sagt, ein Ungeheuer, das sich nur mit Menschenherzen sättiget! — wenn Sie mich lieben, so muß ich Sie ja wieder lieben, und das darf ich doch nicht! — ich bitte Sie um Gotteswillen, lieben Sie mich nicht!

Ernst. Warum nicht, Engel! ich kann nicht anders — warum nicht?

Therese. Das weiß Gott im Himmel, daß ich Ihnen recht von Herzen gut bin, obwohl es mir vielen Kummer verursacht; daß ich den Tag segne, an dem ich Sie zum erstenmale sah! daß ich gerne mein Blut mit Ihnen theilen möchte; daß ich den Gedanken

an ihre Entfernung nicht ertragen, und daß ich bald sterben werde, wenn Sie fort sind! — ich bin Ihnen gut von Grund meiner Seele! aber lieben darf ich Sie nicht! — — Nicht wahr, lieber Ernst, Sie wollen die Liebe beiseite lassen, und mir blos recht gut seyn?

Ernst. Warum kannst du mich nicht lieben? sprich, du nimmst mir das Leben!

Therese. Ach Gott, ich liebte dich wahrlich herzlich gerne, wenn ich nur dürfte! ich unglückliches Mädchen! siehst du nicht, wie der Favor auf deinem Hute uns gleichsam grimmig anblickt, als wollte er sagen: das darf nicht seyn! — ich will alles verrathen!

Ernst. Er soll herunter, Therese, er soll nie wieder auf meinen Kopf kommen! verflucht sei der Leichtsinn, mit dem ich ihn aufsteckte! —

Er riß den Favor vom Hute, und schleuderte ihn weit von sich fort. Hinweg du schreckliches Zeichen des Todes und des Un-

glücks! Du sollst mich nicht aus den Armen des schönsten Glückes aufstören, das mir je geworden ist! — du sollst nicht länger öffentlich bezeigen, daß ich ein Thor war, der alle Freuden der Schöpfung um ein Phantom hingeben wollte! — —

Therese. Ach Gott, was hast du gethan, Ernst! im Kloster darfst du doch keine Frau haben! — die häßlichen Mönche hassen unser Geschlecht, und würden mich und dich einmauern, wenn ich dir ins Kloster folgen wollte.

Ernst. Gib dich zufrieden, Therese, ich werde nicht Mönch, ich gehe nicht ins Kloster! ich lebe nur für dich! o könnte ich die Thorheit auf ewig aus meinem Gedächtnisse vertilgen, daß ich dem Leben, der Welt entsagen wollte, ehe ich noch Kenntniß davon hatte! —

Therese. Du willst nicht in das Kloster gehen? lieber Ernst! ist das auch gewiß? — o wohl mir! dann darf ich dich auch lieben!

Nicht wahr, dann wollen wir uns nicht mehr trennen, wollen künftig immer zusammen leben! — o wir wollen recht glücklich mit einander seyn! aber vorher müssen wir erst getraut werden, wie andre Eheleute, nicht wahr? o ich freue mich recht darauf, wenn du mein Männchen bist, und ich dein Weibchen! — — Aber höre, lieber Ernst, bald hätte ich eines vergessen! ich muß es meinem Vater erst sagen! der muß doch künftig auch bei uns wohnen! — o der wird eine Freude darüber haben!! —

Ernst. Wehe mir Unglücklichen! tausend Dolchstiche zerfleischen mein Herz für das Tröpfchen Freude, das es genoß! — —

Therese. Was ist dir denn? lieber Ernst!

Ernst. Dein Vater wird das nimmermehr zugeben.

Therese. Warum denn nicht?

Ernst. Weil du von Adel bist, und mein Vater ist nur ein Bauer!

Therese. Ach das ist gleichviel! — du bist doch auch ein Mensch, wie ich, und ein guter Mensch, nicht wahr? — du hast ein gutes Herz, das weiß ich, und der wahre Adel ist nur der Seelenadel, habe ich neulich in meinem Buche gelesen. — Also gräme dich darüber nicht, liebes Ernstchen! das wird alles gut gehen! überlasse das nur mir! wenn ich meinen Vater darum bitte, so thut er es mir zu lieb ganz gewiß, denn er hat mir noch nie etwas abgeschlagen.

Ernst. O Therese! mein ganzes Glück hängt daran! deinen Verlust überlebe ich keine Stunde! bedenke das! —

Therese. Geh nun zu deinen Eltern zu Hause, liebes Ernstchen, und bitte sie auch um ihre Einwilligung, und um ihren Segen! denn der Eltern Segen, pflegt mein Vater immer zu sagen, bauet den Kindern Häuser auf, aber der Mutter Fluch reißt sie danieder. Also geh, und mache deine Sachen gut;

ich werde unterdessen das Meinige bei meinem Vater auch thun.

Ernst. Ach meine Eltern, meine Eltern! — Er nahm den Faver wieder von der Erde auf, und steckte ihn zu sich. —

Therese. Aber daß du morgen ja wieder kommst, lieber Ernst, sonst gräme ich mich! — nicht wahr, du kommst zeitig wieder, und dann wollen wir uns nicht wieder trennen. Lebe wohl, lieber Ernst!

Ernst. Lebe wohl, meine Theure, bald bist du ewig mein.

Er stürzte fort, den Hügel hinunter, und sah sich noch oft nach ihr um. Therese ging mit erleichtertem Herzen dem Schlosse zu, und winkte dem Forteilenden mit ihrem weißen Tuche, das er so lange mit seinem Hute erwiederte, bis ein Tannenwäldchen ihren Blikken Grenzen setzte.

Ernst eröffnete unter Thränen seinen Eltern seinen Entschluß, nicht in das Kloster zu gehen, und bat sie auf seinen Knieen, ihm nicht zu fluchen.

Die frommen Leute wurden darüber wie unsinnig. Der Vater warf sich in eine Ecke und weinte, und die Mutter riß sich die Haare aus dem Kopfe. „Haben wir das an dir verdient, schluchzte sie — haben wir es uns deßhalb sauer werden lassen, dich groß zu ziehen! haben wir deßhalb alles nur erdenkliche an dich gewendet, damit du uns izt mit Schande unter die Erde bringen solltest? o des Jammers, Schande und Spott an seinem einzigen Kinde erleben zu müssen, von dem man Freude für seinen alten Tage hofte! — Geh nur hin, thu was du willst! wenn die Leute mit Fingern auf mich und deinen Vater zeigen, und mit Hohngelächter uns zurufen werden: Wo habt ihr denn euern Sohn, mit dem großen Favor auf dem Hute, auf den ihr euch so viel zu Gut

thatet? — Dann werden wir uns von dir losschwören, daß du unser Sohn nicht bist; — und aus Verzweiflung, keinen Sohn mehr zu haben, in die Grube sinken.“ —

Nein, schrie Ernst, Vater, Mutter! — nein, das sollt ihr nicht! verzeiht mir, daß ich euch diese Stunde verbittert habe! ihr sollt nicht Schande an mir erleben! ihr sollt Freude an mir haben, ihr sollt euch nicht von mir losschwören! — ich gehe in das Kloster, und das übermorgen schon. Bis dahin bereitet mir, was ich mit mir nehmen muß! — und daß ihr sehet, daß es mir Ernst ist, so will ich meinen Favor wieder auf meinen Hut machen, und nie soll er wieder von meinem Kopfe kommen, bis ich in meiner Kutte stecke. — Seid ihr das zufrieden? liebe Eltern! wollt ihr mich nun wieder als euern Sohn erkennen?

Die Alten weinten izt vor Freude, und wünschten ihm tausend Glück und Segen,

und dankten Gott, daß er es nicht zugegeben, daß ihr Sohn von der Macht des Teufels überwältigt worden war. —

Am frühen Morgen des kommenden Tages lief er nach Adlersfeld, um von seiner Therese auf ewig Abschied zu nehmen.

Er fand sie nicht an dem verabredeten Platze; deßwegen lief er in das Schloß, wo ihm der Herr von Adlersfeld mit allen Flüchen, die man sich denken kann, entgegen donnerte. Verführer meines Kindes, schrie er, betrete meine Schwelle nicht mehr, oder ich werde dich, deiner heiligen Larve ungeachtet, die du wie ein Satan verstecktest, dich einzuschleichen, von meinen Hunden zerreißen lassen!

Er prellte zurück über diesen Empfang, und errieth alles, was vorgegangen war. Mit einer stummen Verbeugung stürzte er der Treppe hinunter, und zum Schlosse hinaus. Unten im Thale blieb er nochmals stille stehen, und blickte mit thränenden Augen hinauf nach der

Wohnung seiner Therese. Also soll ich dich nicht mehr sehen — rief er aus — ich soll dich nicht mehr sehen mit diesen meinen körperlichen Augen? — O Therese, lebe wohl, lebe ewig wohl! der Himmel lasse dirs gut gehen! mein Glück ist in das Grab gesunken, und mein Körper wird bald nachfolgen. Was schadet das! dieses Leben dauert ja nur kurz; jenseits, wo Kutten und Klostermauern nicht gefunden werden, wo gelogene Heiligkeit und falsche Tugend die Herzen der Menschen nicht mehr tyrannisiren, dort werden wir uns wiedersehen! —

Er wandte sich schnell, und eilte in den Tannenwald hinein, und verschwunden war das Thürmchen des Schlosses.

Mit düstrer Unempfindlichkeit erwartete er den kommenden Tag, den Tag seiner Abreise nach dem Kloster. Es war ein unfreundlicher, regnerischer Herbsttag, und das Kloster zehn Meilen entfernt. Seint Eltern riethen ihm,

diesen Tag noch zu bleiben und besseres Wetter zu erwarten. Doch er ließ sich nicht abhalten. Ich gehe den Weg zum Himmel, sprach er — und dieser Weg muß nicht leicht seyn. Deßwegen wollte er auch nicht fahren, sondern bestand durchaus darauf, zu Fuße zu reisen. Der Wagen mit seinen Geräthschaften ging also voraus, — er nahm unter Thränen einen schweigenden Abschied von seinem Vater, der ihm den besten Segen des Himmels mitgab, — und von dem ruhigen Dörfchen, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, und wo ihm noch jedes Plätzgen genossener Freuden seiner ersten Jugend wegen, heilig war; — und trat in Begleitung seiner alten Mutter, unter Wind und Regen, zu Fuße die Reise nach dem Kloster an.

Als sie da ankamen, war Freude und Jubel überall, die alte Mutter übergab dem gnädigen Herrn die verlangten 2000 Gulden, und hatte dafür die Ehre, bei Tische an seiner

Seite zu sitzen. Welche Augen machte sie, als die vielen und kostbaren Speisen aufgetragen wurden. Welch ein Leben ist das, sprach sie zu ihrem Sohne — ein besseres Leben können die Engel im Himmel nicht haben! — Ja, nun sehe ich es erst recht deutlich, daß das Kloster ein irrdisches Paradieß ist! —

Alle Abteien bestehen aus zweierlei Gebäuden, aus dem eigentlichen Konvent, wo die Mönche ihre Zellen haben, wo sie essen, in den Chor gehen, wo ein immerwährendes Stillschweigen herrschet, kurz wo das eigentliche Klosterleben seinen Sitz hat. Dieses Gebäude ist von dem andern mit doppelten Thüren abgesondert, die immerwährend verschlossen sind. Die Schlüsseln hat nur der Abt, und in seiner Abwesenheit der Prior, und kein Mönch kann und darf dieses Konvent ohne ausdrückliche Erlaubniß des Obern verlassen. Auch ein eigner Konventgarten ist dabei, der von dem übrigen Klostergarten durch

eine hohe Mauer abgesondert ist, und welchen, so wie das Konventgebäude, kein Frauenzimmer zu irgend einer Zeit betreten darf; — — und aus dem Hof- oder Gastgebäude. In diesem wohnt der Abt, und es besteht aus einer Reihe freundlicher und prächtig meublirter Säle und Zimmer, wo die ankommenden Gäste von Bedeutung auf das beste bewirthet werden.

Hier weiß man nichts von Klosterzwang und Strenge, sondern ein Vergnügen jagt meistens das andre, und daher kommt es, daß die Menschen, die in Klöstern waren, sich das Klosterleben so süß, so angenehm vorstellen. Sie bekommen nemlich nur die äussere Larve zu sehen, das Innere aber, das eigentliche Kloster wird ihren Blicken sorgfältig entzogen. Wie würde es sonst mit ihrer Proselytenmacherei, mit ihrer Fortdauer werden? —

Bei Hofe also, wie man sich im Kloster ausdrückt, werden die Candidaten mit ihren

Eltern

Eltern und Anverwandten auf das Beste aufgenommen, und auf das prächtigste verpflegt. Und nun giebt es drei Tage hinter einander das luxuriöseste Leben. Da wird gegessen, getrunken, und gespielt ohne Aufhören, und keine Gelegenheit versäumt, den Laien das Kloster auf der glänzendsten Seite darzustellen. —

Doch bei allen diesen Freuden, bei dem Bewundern und Beneiden seiner Mutter blieb Ernst unempfindlich, und in seiner Düsterheit versunken, und er wünschte, daß sie bald enden, und er in seine Zelle eingeführt werden möchte.

Nach dreien Tagen nahm er mit stummen Schmerze von seiner Mutter Abschied. Sie gab ihm noch viele fromme Lehren, und verließ ihn mit gerührtem Herzen. Er aber wurde von dem Prior in das Konvent eingeführt.

Ernst freute sich ungemein in die niedliche Zelle zu kommen, die man ihm einst zeigte, und in dem Genusse der vollen Bibliothek

Zerstreuung und Trost für sein zerrissenes Herz zu finden. Aber, hilf Himmel! wie staunte er, als man ihn in eine alte, finstre, räuchrige, und schmutzige Höhle führte, wo sein Fenster gegen einen hohen Kirchthurm ging? als ihm der Prior seine Bücher, alte, hundertjährige, verschmutzte Theologen und Aszeten, anwies, und ihn zugleich mit seiner täglichen Beschäftigung, mit Lampenputzen, Einheizen, Zellen und Gänge reinigen, Chor gehen, Brevier beten, und geistliche Bücher lesen, bekannt machte! — und als er sein Befremden darüber äußerte, und über Betrug klagte, so erhielt er zur Antwort: daß izt seine Sache ein unbedingter Gehorsam wäre! wenn er gelernt hatte, ein Mönch zu seyn, dann könnte er auf unwichtige Nebendinge, als Wissenschaften, und dergleichen unnütze Beschäftigungen denken. —

So werden die Unglücklichen, die sich von der äußerlichen Herrlichkeit blenden lassen, in

die Klöster gezogen, die sie erst dann in ihrer wahren Gestalt erkennen, wenn es für immer zu spät ist. —

Unter schrecklichem Kampfe mit sich selbst war der Tag seiner Einkleidung erschienen, und man hatte ihm seine Haare abgeschnitten, ohne daß er selbst in seinem fürchterlichen Zustande es bemerkt hatte.

Er wurde in die Kirche geführt, die schon von neugierigen Zuschauern angefüllt war, und wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte, auch hier erwachte seine Leidenschaft zu Theresen fürchterlicher als je; er sah sie, wie sie sich härmte, wie sie ihm winkte! — Die Feierlichkeit seiner Einkleidung schien ihm eine Leichenprozession; und wie er war, ohne Hut, und mit kahlem Kopfe lief er vom Altare weg, drängte sich durch die Menge der Zuschauer, und stürzte ohne Rast und Ruhe fort, bis er am zweiten Tag ganz entkräftet, und halbtodt in einem Dorfe ankam, das nur eine halbe

Stunde von Adlerfelds Schlosse entfernt war, und noch mit zu seinem Guthe gehörte.

Als ihn die Leute sahen, bleich und verstört, mit kahlem Kopfe, und über und über mit Koth bespritzt, hielten sie ihn für wahnsinnig, und riegelten die Thüren vor ihm zu. Er raffte deßhalb seine letzten Kräfte zusammen, um auf Adlerfelds Schloß zu kommen. Aber wie ein Donnerkeil des erzürnten Himmels schmetterte ihn die Nachricht zusammen, daß Therese schon seit etlichen Tagen verschwunden, und Herr von Adlersfeld mit allen seinen Leuten fort sey, um sie aufzusuchen. Nun war er entschlossen, die große weite Welt so lange auf und ab zu laufen, bis er entweder Theresen oder sein Grab gefunden hätte.

Die Nacht rückte heran. Er wollte seinen Geburtsort noch einmal sehen, um dann auf ewig Abschied davon zu nehmen. Er konnte sich des lauten Schluchzens nicht enthalten, als er die ruhigen Hütten friedlich im Thale

beisammen liegen sah, und aus seiner Seele der Sturm der Leidenschaften alle Ruhe, allen Frieden verjagte! — Ach, rief er, auch ich könnte in diesen Hütten, unbekannt mit dem Jammer der großen Welt, unbekannt mit ihren Bedürfnissen und Leidenschaften, ruhig das Glück eines friedlichen Lebens genießen, wenn mich Bigotterie, Fanatismus, und die teuflische List von Menschen, die unter der Larve der Heiligkeit das Elend ihrer Mitmenschen suchen, nicht aus der Sphäre herausgerissen hätte, in die mich die Natur versetzte! — Schlafet ruhig, ihr zufriedenen Bewohner! ich muß hinaus in die große Welt, ohne Schutz, ohne Unterstützung, ohne Obdach! — und wenn ich einst sterbe, so weint mir Niemand nach, und meinen Gebeinen ist es nicht vergönnt, bei den Gebeinen der Meinigen im vaterländischen Boden zu modern.

Ringsum herrschte eine todte Stille, und nur hie und da schallte das Bellen eines wach-

samen Hundes durch die Luft. Ernst nahte sich dem Hause seiner Eltern, die in Frieden von dem Glücke ihres Sohnes im Kloster träumten; und unter Thränen schrieb er mit weißer Kreide an die Hausthüre: „Liebe Eltern! fluchet mir nicht, ich bin ohnehin unglücklich genug: ich gehe in die weite Welt! am Tage des allgemeinen Weltgerichtes sehen wir uns wieder!" Und nun eilte er fort, in die Welt hinein: gleichviel, wohin ihn der Zufall bringen würde; wenn er ihn nur zu seiner Therese brächte! —

Am dritten Tage, bei Sonnenuntergang, kam er in ein Landstädchen. Er ging in das erste Gasthaus, das er erblickte. Sein Geldvorrath war bis auf einige Groschen herabgeschmolzen. Er ließ sich einen Krug Bier geben, hinter dem er in stummer Traurigkeit seiner Lage nachdachte, und einer schrecklichen Zukunft entgegen sah.

Ein großer starker Mann setzte sich zu ihm, und fragte ihn mit vieler Freundlichkeit: ob er etwa hier fremd wäre? Ja! war Ernsts Antwort. Wo er herkäme? — Aus der Welt! — wo er hinwolle? — In die Welt! — — und so waren alle seine Antworten eingerichtet.

Der Mann schien beleidigt, und ging von ihm. Nach einiger Zeit setzte er sich jedoch wieder zu ihm. Aus ihrem ganzen Benehmen, fing er an — kann ich nicht anders schließen, als daß sie ein Unglücklicher sind; — und wenn dieses ist, woran ich fast nicht mehr zweifle, so muß man sie mehr bedauern, als ihnen etwas übel nehmen. Aber in diesem Falle ist es um so mehr Unrecht von ihnen, daß sie durch zurückhaltendes, mürrisches Wesen die Menschen von sich scheuchen, die vielleicht ihre Leiden mildern wollten, und mildern könnten, wenn sie Zutrauen zu ihnen hätten. — Wollten sie das?

rief Ernst, indem er feurig seine Hand ergriff, wollten sie das? — Warum nicht, wenn ich könnte, antwortete dieser, und wenn sie mir die Art ihres Unglückes anvertrauen wollten! — Lieber Gott! ich bin ja auch ein Mensch! und jeder Mensch ist schuldig, seinem Mitmenschen mit Rath und That an die Hand zu gehen!

Wer war froher als Ernst, einen Freund gefunden zu haben, in dessen Busen er seine Leiden ausschütten, und von dem er Theilnahme, Trost und Hülfe erwarten konnte. Er erzählte ihm also seine ganze Geschichte, seinen festen Entschluß, Theresen in der ganzen Welt aufzusuchen! und seine gegenwärtige traurige Lage.

Wenn darin ihr ganzes Unglück besteht, fing Jener nach geendigter Erzählung an, so werden sie bald wieder ganz glücklich seyn. Drei Meilen von hier liegt die Hauptstadt des Königreichs. Vor zwei Tagen passirte

hier ein Frauenzimmer durch, die nach dieser Stadt ging; es kann Niemand anders, als ihr Thereschen gewesen seyn. Nicht wahr, sie ist hübsch?

„Schön wie ein Engel!"

Sie ist nicht gar zu groß, und schön gewachsen?

„In ihrem Körper herrscht das Ebenmaas einer griechischen Göttin!"

Etwas schlank?

„Schlank wie die Pappel am Ufer der murmelnden Quelle!"

Ja, ja, sie ist's! es ist gar kein Zweifel daran. Ich habe morgen Geschäfte in dieser Stadt, und fahre mit meinem eigenen Wagen hin. Wenn sie wollen, so steht ihnen ein Platz darin zu Diensten. Ich bin sehr bekannt in der ganzen Stadt, und da wollen wir ihre Geliebte in den ersten zwei Stunden finden! —

Ernst hätte den Mann anbeten können! — er vergaß allen seinen Haß gegen die Menschheit, vergaß seine gegenwärtige Lage, ließ sich das Abendbrod, das sein neuer Freund ihm geben ließ, schmecken, nahm mit der nochmaligen Versicherung, morgen mit dem frühesten bei der Hand zu seyn, für heute ohne Sorgen Abschied, ging ruhig und vergnügt zu Bette, und schlief unter Plänen seines künftigen Glückes mit Theresen, sanft ein.

Des andern Morgens mit dem frühesten stand wirklich der Wagen vor der Thüre; der Mann kam selbst auf die Schlafkammer zu Ernst, weckte ihn, nahm ihn mit sich in die Gaststube, traktirte ihn mit einem niedlichen Frühstücke, und fuhr mit ihm der Hauptstadt zu.

Nach einer sehr angenehmen Fahrt kamen sie am Thore an. Der Wohlthäter sprang an der Wache aus dem Wagen, und sprach heimlich mit dem Unteroffiziere, worauf er sich

wieder einsetzte, und mit Ernst vollends in die Stadt fuhr. —

Dem unglücklichen Jünglinge klopfte das Herz bei dem Gedanken, seiner Therese so nahe zu seyn, und sie bald in seine Arme zu schliessen. Er sah nach jedem Fenster, ob er sie nicht etwa erblicken könnte; er lief mit gierigen Augen das bunte Gewimmel von Menschen durch, in der Hoffnung, sie zu finden, als der Wagen vor einem großen Gebäude mit vielen Fenstern, und einer Wache vor dem Thore, anhielt, und die beiden Passagiers ausstiegen.

Der Fremde bat Ernst zu folgen, und dieser folgte willig, in der Hoffnung, in ein Gasthaus zu kommen; — aber welches Entsetzen überfiel ihn, als ihn sein Wohlthäter in eine Wachtstube führte, den Rekruten dem wachthabenden Unteroffiziere übergab, und mit dem Bedeuten: er müsse izt zum Kapitain gehen,

Ernst unter den übrigen Soldaten allein ließ! —

Man denke sich Ernsts Lage! so schrecklich hintergangen von einem Menschen, den er für einen Engel hielt, um alle seine glänzenden Hoffnungen, seine Therese zu finden, mit einemmale betrogen, auf so eine schändliche Art um seine Freiheit gebracht, und unter die roheste Gattung von Menschen, in eine Art von ewiger Sklaverei verstoßen! — — wie erstarrt stand er in einer Ecke, fluchte seinem Mörder, fluchte dem Kloster, fluchte sich selbst, und hörte den Spott der Soldaten nicht, die sich über seinen kahlen Kopf lustig machten, und ihn fragten, aus welchem Zuchthause er käme? —

Der Werber kam zurück, und führte ihn mit Wache zum Kapitain. Er fiel auf die Kniee vor ihm, und bat ihn um seine Freiheit, indem es ihm nie eingefallen wäre, unter das

Militär zu gehen, und ihn dieser Mensch auf eine diebische Art hieher geschleppt hätte. Der Kapitain fragte: ob er noch kein Handgeld bekommen? — Keinen Pfennig, antwortete Ernst. Wie kann er so schändlich lügen? hab' ich ihm nicht 20 Thaler gegeben, und noch obendrein seine Rechnung im Gasthause bezahlt? schrie izt der Werber auf: — Herr Kapitain haben Sie die Gnade, ihn visitiren zu lassen! er muß 20 neue Thalerstücke haben. — Ich will meine Taschen selbst umkehren! rief Ernst, der sich schon wieder frei glaubte, aus; — doch wie ein Blitzstrahl fuhr es ihm durch das Herz, als er wirklich die 20 Thalerstücke in seiner Tasche fand!! — Das ist mehr als höllischer Betrug! schrie er, und warf das Geld hin; — doch der Kapitain befahl, ihn fortzuführen, ihm das Geld wieder zu geben, genau acht auf ihn zu haben, und ihn streng zum Exerzieren anzuhalten, mit der Drohung wenn er sich je unterstehen sollte, zu raisoniren, so solle er 50 Stockprügel haben.

Er wurde fortgeschleppt, auf eine alte stinkende Stube gebracht, wo ihn seine neuen Kameraden bei dem ersten Anblicke mit einem familiären Du bewillkommten. und wo man vor Tobacksdampf keine Hand vor dem Gesichte sehen konnte. Sein Lager wurde ihm neben einem seiner Kollegen auf einem alten schmuzzigen Strohsacke angewiesen; er erhielt seine Uniform, seine Waffen, ein altes rostiges Gewehr, das er blank putzen sollte, und am andern Morgen fing das Exerzieren an.

Er war nicht klug genug, die Unteroffiziers seiner Kompagnie mit Geld zu gewinnen, deßwegen drückten sie ihn auf alle erdenkliche Art; er mußte unaufhörlich bei der strengsten Kälte exerzieren, und die kleinsten Fehler wurden ihm zu Halsverbrechen gemacht. Doch er trug sein Schicksal willig und ohne Murren; — und wenn der Haselstock auf seinem Rücken pfiff, und wenn er in den Stunden der Mitternacht auf seinem Posten auf und nieder-

schritt, daß die Fußtritte weithin dumpf erschallte, oder wenn der Nordwind heulend den Schnee über sein Wachthäuschen stöberte, — dann dachte er an seine Therese und an den Tod. —

Er hatte so viel von den öffentlichen Freudenhäusern dieser Stadt gehört, daß er eines Abends, von der Neugierde angetrieben, den Zureden eines Unteroffiziers nachgab, und mit ihm eines dieser Häuser besuchte.

Der wirkliche Anblick übertraf weit alle seine Begriffe. Das Laster, das sonst das Licht, und jeden öffentlichen Anblick scheut: zeigte sich hier ohne alle Zurückhaltung, und hatte eine Larve von Freiheit und Lebensgenuß, die die Sinnlichkeit beim ersten Anblick gewann, und die kaum die Augen des Tugendhaftesten durchdringen konnten. Niedrige Dirnen, die die schönsten Gefühle des Lebens zu einem Erwerbzweige herabwürdigten, die

die Folgen des Lasters mit Schminke und Kreide verkleisterten, und alle Theile ihres Körpers, die Sittlichkeit und Konvenienz verbergen, zur öffentlichen Schau und zum Verkaufe darstellen; — tanzten in den wollüstigsten Stellungen, suchten mit den frechsten Blicken ihre Waaren an Mann zu bringen, und logen jeden, der es nur von ferne zu wünschen schien, Gefühle vor, die nur Gefährtinnen der Tugend sind, und die Herzen dieser niedrigen Geschöpfe schon längst verlassen hatten. Eine rauschende Musik und geistige Getränke trugen das ihrige dazu bei, den Tempel der Unzucht zu verherrlichen.

Ernst staunte, als er in den Saal trat, und das bunte Gewühl aller Menschengattungen, mit den Mädchen, die auf das frechste und wollüstigste herausgeputzt waren, untermischt, und schändliche Gruppen des Lasters, die diesen großen Wandspiegel ins Unendliche vervielfältigte, erblickte. Er stand am Eingang

stille,

stille, und sogleich kamen ein paar Mädchen auf ihn los, weckten ihn mit Küssen aus seinem Erstaunen, und hingen so vertraut an seinem Halse, als wären sie lange gekannte Freundinnen von ihm, die ihn izt nach einer langen Trennung zum erstenmal wieder gefunden haben.

Ernst wunderte sich über diese Dreistigkeit, entfernte die beiden ungebetenen Freundinnen auf eine ziemlich unhöfliche und unsanfte Art von sich, und stellte sich in einen Winkel, die nie gesehene Wirthschaft eine Weile mit anzusehen.

In der einen Ecke des Saales saß ein Mädchen, die sich mit ihren Händen das Gesicht verdeckte, und zu weinen schien. Sie machte Ernsts Aufmerksamkeit und Mitleid rege. Vielleicht, dachte er, bist du von den Unglücklichen eine, die durch schändliche Menschen eben so um ihre Tugend betrogen worden, wie ich um meine Freiheit! Bedauerns-

würdiges Geschöpfe, wer dich aus den Höhlen des Lasters retten könnte!

Izt setzte sich ein schmutziger Matrose an ihre Seite, und fing seine Liebkosungen auf eine sehr unanständige Art ihr zu machen an. Sie wies ein paarmal seine frechen Hände von sich: endlich wollte sie fort; und da er sie umfaßte und küssen wollte, gab sie ihm einen tüchtigen Schlag an die Ohren.

Der Matrose wurde wie rasend, und begehrte von dem Wirthe Satisfaction; und dieser lief ergrimmt, daß die Unglückliche ihre Schuldigkeit nicht beobachten, ihm seine Gäste vertreiben und seine Nahrung schmälen wollte, auf sie los, gab ihr die schändlichsten Titel, und war eben im Begriffe, sie zu mißhandeln, als Ernst, dem das Blut schon lange kochte, aufsprang, den Wirth an die Wand schmetterte, und das Mädchen in seine Arme nahm. Gerechter Gott! was sah er? es war Therese.

sie erkannten sich, und sanken vor Freude und Ueberraschung halbtodt zu Boden.

Der Wirth lermte und fluchte, der Lerm und Spektakel wurde allgemein, die Wache kam herbei, und Ernst wurde von der jammernden Therese gerissen, und in Arrest geschleppt.

Die Sache wurde vom Regimente untersucht, und Ernst als unschuldig seines Arrestes wieder entlassen. Er ging zu seinem General, erzählte ihm die ganze Geschichte, und bat ihn unter häufigen Thränen um Unterstützung; doch dieser zuckte die Achseln, und gab ihm zur Antwort: Wenn er sich in die Liebeshändel aller Bursche seines Regiments mischen wollte, so würde er sonst nichts auf der Welt zu thun haben.

Schreckliche Gedanken beschäftigten Ernsts Seele, als er wieder allein war. Ja, sprach er zu sich selbst, es ist wahr, in den Städten höret die Menschheit auf; hier heißt es: Un-

glücklicher, helfe dir selbst! — wohl denn, wenn mir Niemand helfen will, so muß ich mir selbst helfen! Therese muß gerettet werden, es geschehe nun auf welche Art es wolle. Haben die Menschen keine Pflichten gegen mich, welche soll ich denn noch gegen sie haben? wenn ich künftig meine Absichten nur erreiche, so soll mirs gleichviel seyn, ob Hunderttausende dadurch glücklich oder unglücklich werden, denn die ganze Race ist nicht mehr werth, als daß sie von der Erde vertilget werde.

Er lief wieder in das Freudenhaus, wo Therese war; und um sich seine Absichten nicht zu erschweren, bat er den Wirth um Verzeihung seiner neulichen Beleidigung, und entschuldigte sich damit, daß er betrunken gewesen wäre; und dieser ließ sich auch bald versöhnlich finden.

Ernst that, als ob er Theresen gar nicht kannte, und fragte ihn: woher sie wäre, und wie lange sie sich schon in seinem Hause be-

fände? Wer sie ist, antwortete er, das weiß ich nicht; und woher, das weiß ich ebenfalls nicht; — nur soviel weiß ich, daß sie eine meiner Lieferantinnen auf dem Lande aufgegriffen, und mir gegen mein theures, gutes, baares Geld hieher gebracht hat.

Und wie viel kostet sie ihnen? fragte Ernst.

Herr, erwiederte jener, sie mögen mir es nun glauben oder nicht, das handvoll Mädchen kostet mich blanke zehn Thaler, ohne Essen, Trinken, und Wohnung, und sie hat mir in den drei Wochen, die sie bei mir ist, noch keine zehn Pfennige verdient. Sehen sie, Herr, man hat sein schönes, baares Geld in der Wirthschaft stecken, man wendet alles an, seine Gäste zu befriedigen, und so ein dummes Gänschen bringt nur nichts ein, sondern begegnet den Kunden auch noch grob, und vertreibt sie aus dem Hause; — hat man da nicht Ursache, sich zu ärgern?

O die gerechteste, — antwortete Ernst. —

Aber das müssen sie doch gestehen, daß zehn Thaler für so ein Mädchen sehr wenig ist! —

Wenig? sagen sie, — o ich sehe es ihnen an, sie verstehen die Wirthschaft nicht. Ich versichre sie, zehn Thaler ist sehr viel für ein solches Stückchen Fleisch. Ich habe manchmal für fünf, für sechs Thaler ganz andre Mädels gekauft! Die hätten sie sehen sollen! die taugten was, die konnten den Gästen um den Bart gehen, die brachten mir Leute und den Segen Gottes ins Haus, daß es eine Lust war; — aber diese — ich ärgere mich immer, wenn ich an sie denke — die hat Bücher gelesen, sie hat noch die verwetterten Grundsätze von Tugend und Unschuld, und wenn es auf sie ankäme, so würde mein Haus bald ganz und gar leer stehen! — o es gibt doch böse Menschen auf der Welt!

Sie würden also — rief Ernst mit Entzücken — sie würden das Mädchen wieder herausgeben, wenn ihnen die Unkosten ersetzt

würden? — Ich wollte von den Unkosten gar nichts erwähnen, sprach der Wirth, wenn ich nur die Auslage wieder hätte, denn ich habe schon alle Hoffnung aufgegeben, sie jemals brauchen zu können. — Nun es bleibt beim Worte, schrie Ernst, ich gebe ihnen die zehn Thaler! — Er sprang fort, holte sein Handgeld, und gab dem Wirthe die zehn Thaler, der ihm Glück zu seinem Kaufe wünschte, und ihn auf Theresens Stube brachte.

Therese lag auf dem Bette und weinte! das war ihre tägliche Beschäftigung. Therese, rief Ernst, nun bist du ewig mein! — ach Ernst! so hat Gott mein Flehen erhöret, ich sehe dich wieder! — — Komm Therese, verlasse die Wohnung des Lasters, du bist frei! — Er nahm sie in seinen Arm, und sie folgte ihm, von Freude ganz betäubt zum Hause hinaus. —

Im Gefühle des höchsten Glückes, das man sich nur denken kann, hatten sie einen

öffentlichen Platz erreicht, der mit vielen Bäumen besetzt, und mit Bänken versehen war. Hieher setzten sie sich, und konnten der Freudenthränen und des Anschauens nicht satt werden. Sie vergaßen ihrer gegenwärtigen Lage: sie beschäftigten sich nur mit den Bildern der Vergangenheit, und mit der Freude ihres glücklichen Wiedersehens; und obwohl sie allein in der weiten Welt waren, ohne Aussicht, ohne Vermögen, dem höchsten Mangel Preis gegeben, Ernst sogar seiner physischen Freiheit beraubt, so würden sie doch mit keinem Könige, mit keiner Fürstin getauscht haben. Zauber der Liebe, süsses, allmächtiges Gefühl! du schaffst den Bettler zum Kaiser um, und bringst da, wo Mangel und Elend herrschet, Ueberfluß und Freude hervor! — ohne dich ist warlich der König nur ein Sklave, und der Millionär ein Bettelmann! —

Als der höchste Taumel vorbei war, erzählten sie sich wechselseitig ihre Schicksale seit

ihrer Trennung, und mit Schmerzen erinnerte sich die gute Therese izt ihres Vaters wieder, obwohl er sie sehr unväterlich behandelt hatte.

In ihrer Einfalt hatte sie ihm ihren Plan erzählet: Ernst zu heirathen, und ihn um seine Einwilligung gebeten. Da fing er an zu toben, nannte sie ein ungerathenes Kind, und sperrte sie ein. Doch sie fand Mittel zu entwischen, wollte Ernst aufsuchen, verfehlte den Weg, fiel einer alten Kupplerin in die Hände, von welcher sie unter dem Scheine des Mitleidens und der christlichen Liebe, und unter dem Versprechen, sie in der Stadt zu einer guten Freundin zu führen, wo sie so lange bleiben könnte, bis sie mit ihrem Vater wieder ausgesöhnt seyn würde, — in dieses schändliche Haus gebracht wurde, wo sie Ernst gefunden hatte, und wo sie drei schreckliche Wochen unter beständiger Todesangst hinlebte.

Ernst nahm ihre Hand, und faßte sie scharf ins Auge. Therese, sprach er, hast du

dieses Haus auch mit so gutem Gewissen verlassen, mit dem du es betreten hast? —

Sie sah zum Himmel auf. Allmächtiger, rief sie, Allwissender dort oben! wenn mein Gewissen von jedem Vergehen so rein wäre, als du meine Tugend in diesem Hause unbefleckt erhalten hast: dann wäre ich gewiß so rein, als der Seraphim, der an deinem Throne steht! —

Therese vergib mir diese Frage! — Du hast mich durch die Beantwortung derselben zu dem beneidenswürdigsten Sterblichen gemacht. O hinweg nun, Kummer und Grillen, ich habe meine Therese wieder, habe sie rein und unschuldig, wie sie aus der Hand der Schöpfung ging; was bleibt mir noch zu wünschen übrig? —

Nun wollen wir uns auch trauen lassen, lieber Ernst, nicht wahr? — fing Therese nach einer Pause wieder an, — ich kann sonst nicht ruhig seyn. Wenn wir getraut sind, dann kann uns auch Niemand mehr trennen.

Ja, Therese, morgen, heute noch wollen wir uns trauen lassen! Aber ich bin Soldat; wirst du willig die Beschwerlichkeiten dieses Standes mit mir theilen, wirst du Armuth, Mangel und Niedrigkeit mit mir tragen, mit mir Kommißbrod essen, mit mir Wasser trinken können?

O Ernst, alles, alles mit dir! ich lebte bei meinem Vater im Ueberfluße und Bequemlichkeit, und war doch unglücklich, weil du nicht bei mir warst; und hier, da du bei mir bist, hier wird mich selbst der Mangel glücklich machen, weil er mir Gelegenheit gibt, dir mein Herz und meine Liebe zu zeigen. Zudem kann ich ja auch arbeiten, ich kann sticken, nähen und stricken! — wenn ich mich einst freute, wenn ich meine Stickerei wohl und schön vollendet, wie werde ich mich izt erst freuen, wenn ich dadurch meinem Ernst ein Labsal verschaffen kann! — — Und dann, wenn wir getraut sind, wollen wir auch mei-

nem Vater schreiben! — ich stehe dir dafür, daß er uns verzeiht, und uns seine Liebe und seine Unterstützung nicht versagt! —

O himmlisches Geschöpfe! ich habe keine Worte, dir meine Achtung, meine Liebe, meine Anbetung zu bezeigen!

Nein, lieber Ernst, anbeten mußt du mich nicht! die Anbetung geziemt nur Gott! ich bin mit deiner Liebe zufrieden.

Komm Therese, wir wollen zum General gehen, und ihn um die Erlaubniß bitten; und dann soll uns der Feldprediger diese Stunde noch trauen.

Sie gingen, ließen sich melden, und wurden vorgelassen. Erröthend und stotternd eröffneten sie dem General ihren Wunsch, und baten ihn um seine Erlaubniß. Doch dieser brüllte: das Donnerwetter soll die Bursche zerschlagen! haltet euch Maitressen so viel ihr wollt; aber kommt mir nicht wieder mit dem verfluchten Heirathen, oder ich lasse euch fuchs-

teln, daß euch der Kitzel gewiß vergehen soll! wißt ihr nicht des Königs Befehl, und so trieb er sie fluchend zum Hause hinaus.

Ernst tröstete die niedergeschlagene Therese, und der Entschluß zu desertiren, war gefaßt. Wer hat ein Recht, sprach er zu sich selbst, mir meine Freiheit zu nehmen, und mich zu einer Lebensart zu zwingen, die mich unglücklich macht? ein abgedrungener Eid ist kein Eid, und ich begehe daher keinen Meineid, wenn ich mich mit Gewalt oder mit List wieder in meine Rechte einsetze, die man mir auf eine diebische Art entzogen hat.

Er theilte Theresen seinen Plan mit, und die Anstalten zur Flucht wurden gemacht.

Er hatte noch zehn Thaler. Davon mußte Therese einen Bauer-Anzug in einem Trödelkrame kaufen. In der Abenddämmerung wechselte er an einem einsamen Platze hinter der Stadtmauer seine Uniform mit diesem Anzuge, warf die Uniform in den Fluß, und

schlenderte unerkannt und ungehindert mit Theresen zum Thore hinaus.

Wer einst selbst über den Verlust seiner Freiheit geseufzet, und sie nach langem Kampfe wieder errungen hat, nur der kennt das Gefühl, das der Genuß Gottes freier Luft gibt!

Die Kälte war groß, alle Flüsse und Bäche waren zugefroren, und gestatteten einen sichern Uebergang. Sie hatten also nicht nöthig, auf der Landstraße zu bleiben; und das erleichterte ihre Flucht. Sie hatten sich einige Lebensmittel aus der Stadt mitgenommen, und waren nicht gezwungen, in Gasthäusern ihre Sicherheit zu riskiren. Mit unglaublicher Geduld und Stärke lief Therese in ihrem sommerlichen Anzuge, bei der strengsten Kälte, unermüdet und ohne zu klagen, neben Ernst her, und gab es nicht zu, wenn er sie tragen wollte. So kamen sie am dritten Tage, nach unsäglichen Strapatzen, auf der Gränze des

Königreichs an, warfen sich gerührt auf den vaterländischen Boden nieder, und dankten Gott für ihre Errettung. —

Doch was war izt anzufangen? ohne Geld, ohne Kleider, ohne Freund, ohne Hülfe, wo sollten sie sich hinwenden? So gerne sie es wollten, so konnten sie es doch nicht wagen, nach Hause zu gehen! — also wohin in dem höchsten Mangel? in der größten Kälte? —

Doch in dem höchsten Elende beweißt die Liebe ihre größte Allmacht. Therese trocknete die Thränen von Ernsts Wangen, und flößte ihm mit sanfter Stimme Vertrauen auf Gott ein, der die Vögel in der Luft kleidet und speiset, und also auch seine Menschen nicht verlassen wird. Und dann empfahlen sie sich dem Schutze dieses großen Menschenfreundes, und wanderten getröstet Arm in Arm ihrem fernern Schicksale entgegen.

Einige Stunden waren sie fortgeschlendert, als sie auf einem Berge ein prächtiges Gebäude

erblickten, und in dem nächsten Dörfchen erfuhren sie, daß es das Schloß des reichen Herrn von Sonnenburg wäre, der hier wohnte.

Unter den heiligsten Zusicherungen ewiger Treue, und mit dem Vorsatze, in den Augen der Menschen Bruder und Schwester zu seyn, bestiegen sie den Berg, und ließen sich bei dem Herrn von Sonnenburg melden.

Dieser stutzte Anfangs über Ernsts drolligte Figur in den alten beschmutzten Bauerkleidern; aber als ihm dieser in verschiedenen Sprachen bewies, daß er kein Bauer wäre, und ihm den Grund dieses Anzugs angab, begegnete er ihm und seiner vorgeblichen Schwester mit vieler Artigkeit, ließ ihm sogleich einen eleganten Anzug aus seiner Garderobe reichen, und versprach ihm alle mögliche Unterstützung. Er wies jedem von ihnen ein Zimmer an, verschaffte ihnen alle mögliche Bequemlichkeiten, zog sie an seinen Tisch, und behandelte sie überhaupt, als wenn sie ganz und gar zu seiner Familie gehörten.

Dieser

Dieser Herr von Sonnenburg war einige dreißig Jahre alt, seit mehrern Jahren Wittwer, und hatte keine Kinder zu seinem großen Vermögen. Das Ehestandsjoch, das ihm seine seelige Frau sehr schwer gemacht hatte, ließ ihn nur mit Schaudern an eine zweite Heirath denken. Sonst aber war er kein Feind des schönen Geschlechts, und suchte sich seinen Wittwenstand durch hübsche Wirthschafterinnen und junge Kammermädchen zu erleichtern.

Diese natürliche Neigung zum schönen Geschlechte mochte die Hauptursache gewesen seyn, warum er sich der beiden Geschwister mit so vieler Wärme annahm. Therese war jung und reizend, und die erlittenen Leiden hatten ihre Schönheit nicht vermindert, sondern nur gemildert, und weit interessanter gemacht. Kein Wunder, daß sie den Herrn von Sonnenburg bei dem ersten Anblicke einnahm, und für sich eine Kammerjungfer, für den Bruder aber eine Schreiberstelle zuwege brachte.

Der drückendsten Sorgen, der Nahrungs-sorgen, waren die beiden Liebenden auf diese Art entlediget: sie sahen sich täglich, und als Bruder und Schwester konnten sie auf dem vertrautesten Fuße der Liebe leben. Aber den-noch fehlte ihrem vollkommenen Glücke noch die Erfüllung eines Wunsches, getraut zu seyn. Noch war in Ernsts Seele kein Gedanke von Verletzung der Tugend seiner Therese gekom-men; aber nun konnte er sich des Verlangens, durch heiligere Bande an sie gekettet zu seyn, nicht erwehren.

Einige Stunden vom Schlosse lag ein Flecken, in welchem ein protestantischer Pre-diger wohnte. Diesen besuchte Ernst, eröff-nete ihm seinen Wunsch, und fand ihn zu sei-ner großen Freude geneigt, sie zu trauen. Unter dem Vorwande eines Besuches ging er den andern Tag mit Theresen zu ihm, und die Trauung ging gegen die Traugebühren ohne die mindesten Umstände vor sich.

O des Entzückens, als sie wieder in das Freie kamen! Sie dankten Gott für seine glückliche Führung, baten ihn noch ferner um seinen Schutz und Segen, und schwuren sich nochmals im Angesichte des Himmels ewige Liebe und Treue. —

Unterdessen schien es dem Herrn von Sonnenburg Zeit zu seyn, die Früchte seiner Wohlthätigkeit und Gastfreiheit zu genießen, und seine Nachstellungen wurden häufiger und ernstlicher. Therese wich jeder Gelegenheit sorgfältig aus, und vernichtete standhaft jeden Versuch. Doch das erstickte die Flamme nicht, sondern fachte sie nur noch heftiger an; und was vorhin nur Galanterie und vorüberfliegende Hitze war, das wurde izt zur ernsthaftesten, gefährlichsten Leidenschaft, und brachte ihn so weit, daß er ihr Erklärungen und sogar Heirathsanträge machte.

Da sie aber jede Erklärung und jeden Antrag standhaft von sich wies, beschloß er, sich

mit Gewalt dessen zu bemächtigen, was ihm keine Güte, und keine Vorschläge verschaffen konnten.

Zu diesem Ende schickte er eines Tages den Bruder, der ihm überall im Wege stand, mit einem Auftrage, mit dem er wohl vor Abend nicht zu Stande kommen würde, in eines seiner Dörfer ab, um in seiner Abwesenheit die Spröde mit Gewalt zur Erfüllung seiner Wünsche zu bringen.

Ernst nahm Abschied von Therese, und mit weinenden Augen erzählte sie ihm, was sie ihm bis hieher seiner Ruhe wegen verheelet hatte, und theilte ihm zugleich ihre Besorgniß mit, wenn er sie verlassen würde.

Ernst war im höchsten Grade aufgebracht; doch ließ er seinen Zustand nicht merken, nahm einen gezwungenen Anschein von Gleichgültigkeit und Kälte, redete ihr ihre Besorgnisse aus und entfernte sich.

Was Therese befürchtet hatte, das geschah wirklich; denn kaum war Ernst eine halbe

Stunde fort, so kam Herr von Sonnenburg auf Theresens Zimmer, versuchte es nochmals in Güte, sie zur Erfüllung seiner Wünsche zu bringen, und da sie standhaft auf ihrem Entschlusse blieb, lieber zu sterben, als einen Finger breit von dem Wege der Tugend abzuweichen, so erklärte er ihr, daß er izt, da er sie in seiner Gewalt hätte, zu seinem Zwecke gelangen müßte, und wenn es ihm und ihr das Leben kosten sollte. Er ergriff sie, und warf sie auf das Bette.

Sie schrie um Hülfe, und in dem Augenblicke, da er mit ihr kämpfte, ihr den Mund zu verstopfen, sprengte Ernst die Thüre ein, die der Edelmann abgeschlossen, ergriff ihn bei der Gurgel, würgte ihn so lange, bis er ganz blau im Gesichte wurde, nahm Therese beim Arme, und stürzte mit ihr zum Schlosse hinaus, und den Berg hinunter. Ein wahres Glück für sie war es, daß eben die Domestiken zerstreut waren, und der halbtodte Edelmann sie nicht zu Hülfe rufen konnte. —

Die beiden Flüchtlinge waren izt nicht viel besser daran, als damals, ehe sie den Herrn von Sonnenburg kannten. Dennoch sahen sie mit Dank nach dem Schlosse zurücke, auf welchem sie, durch des Himmels Segen vereint, so glückliche Tage verlebt hatten, und gingen abermals frohes Muthes in die Welt hinein.

Doch das, was sie sich ersparet hatten, war bald dahin, und der Mangel mit allen seinen schrecklichen Anhängern stellte sich wieder ein. Gleich als wenn des Himmels Zorn sie verfolgte, und der Fluch sichtbar vor ihnen herginge, gelang ihnen keiner ihrer Pläne, wollte sich keine Aussicht zu Glück und Ruhe zeigen. Wohin sie kamen, trafen sie Menschen an, von denen sie gedrückt und verfolgt wurden, und unstät und flüchtig, gleich Verbrechern, irrten sie so aus einer Provinz in die andere. Und doch sank ihr Muth und ihr Vertrauen auf die Allmacht nicht, sondern sie trösteten sich wechselseitig, und waren bei einem

Stück schwarzen Brodes so vergnügt, als der Schwelger bei einer wohlbesetzten Tafel nimmermehr ist.

Eines Tages kamen sie in ein anmuthiges Thälgen, durch das sich ein Silberbach wand, und dessen angenehmes Grün mit den Buchen und Tannen der Gebirge auf beiden Seiten einen reizenden Anblick gab.

In der Mitte dieses Thälgens lagen in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten zwei prächtige Gebäude, deren Thürme und übrige Bauart auf den ersten Blick verriethen, daß es zwei Klöster wären.

Ein Bauer, der ihnen begegnete, bestätigte dieß, und sagte ihnen zugleich, daß das eine ein Mönchs- und das andere ein Nonnenkloster wäre, in denen die Mönche und Nonnen wie die Engel im Himmel lebten.

Sie waren es müde, sich länger mit Mangel und Elend durch die Welt zu kämpfen, und Ernst machte Theresen den Vorschlag, ob sie die Gelegenheit nicht benutzen, und in die-

sen Klöstern ihr künftiges Leben zubringen sollten? —

Therese schauderte vor dem Gedanken zurücke. Als ihr aber Ernst Muth einflößte, und ihr den ganzen Plan darlegte, war sie es zufrieden. Auch ich, sprach er, auch ich, der ich die Klöster kenne, auch ich würde vor dem Gedanken beben, ohne dich, und allein in das Kloster zu gehen. Doch hier sind wir nicht getrennt! siehst du dort, wie die Gärten beider Klöster nur durch eine niedrige Mauer abgesondert werden! wie leicht können wir uns da sehen und sprechen? Es scheint, der Himmel habe diese Einrichtung getroffen, um unsre Treue und unsre Liebe troß dem klösterlichen Zwange, zu belohnen und glücklich zu machen.

Alle Sonntage und Mittwoche wollen wir uns an jener Mauer treffen: ich werde schon Mittel finden, zu dir hinüber zu klettern. Wenn die Klosterglocke zwölfe brummt, dann bin ich bei dir! — und werden wir den einen

Tag abgehalten, uns zu sehen, so werden wir uns den folgenden Tag sehen. —

Hat auch das Kloster Beschwerden; wir können sie leicht tragen, da uns die Liebe sie versüsset. Wenn mein Herz leidet und gepreßt seyn wird, dann werde ich an dich denken, in deiner Umarmung alles vergessen, und mir Kraft und Stärke für die Zukunft holen.

Sie umarmten sich, bestimmten sich den Tag, an dem sie sich zum erstenmal sehen wollten, und wandelten einzeln, Ernst nach dem Mönchs- und Therese nach dem Nonnenkloster.

Da in manchen Ländern, besonders in denen, wo mehrere öffentliche Religionen herrschen, hauptsächlich aber in den Bettelklöstern, die Kandidaten — der menschlichen Vernunft zu Ehren — immer seltener werden, so wurden Beide ohne viele Umstände aufgenommen, da sie Proben ihrer Religions- und andrer unwichtiger Kenntnisse, als Lesen und Schreiben — abgelegt hatten, und nach einigen Tagen wirklich eingekleidet. —

Das Möchnskloster wurde von Franziskanern, das Nonnenkloster aber von Ursulinerinnen bewohnt. Am Ende des Thales lag ein Städtchen, das die beiden Klöster erhalten mußte. Auch machten die Mönche häufige Exkursionen, und brandschatzten die umliegenden Dörfer.

Ernst hätte sich mehr Schwierigkeiten der Aufnahme vorgestellt. Doch diese Art Mönche und Nonnen haben den Grundsatz: Wenn auch nicht viel an dem Menschen, oder an dem Frauenzimmer ist, so kann man sie doch dazu brauchen, die knechtischen Arbeiten des Klosters zu verrichten, und für die Uebrigen zu betteln. Und dieser Grundsatz ist die Hauptursache, warum man in diesen Klöstern meistens die lüderlichsten und verderbtesten Menschen findet.

Die Beiden trugen mit Geduld und Standhaftigkeit alle die mannichfaltigen klösterlichen Bürden, die ihnen Eigensinn und Dummheit auflegten, und sehnten sich nach dem Augen-

blicke ihrer ersten Zusammenkunft, als wenn sie schon Jahre getrennt wären. Endlich rückte die selige Nacht heran, und da die Klosteruhre dreiviertel schlug, schlich sich Ernst durch den Garten nach der Mauer hin, wo er seine Therese schon fand. Er stieg auf ein Blumengeländer, und mit einem Sprunge war er jenseits in den Armen seiner liebenden Gattin.

Ihre Freude läßt sich besser fühlen, als beschreiben. Sie erzählten sich wechselseitig ihre Unbequemlichkeiten und Leiden, und sprachen sich wechselseitig Trost und Muth zu; und erst da sich die Morgendämmerung zu zeigen anfing, und die Klosterglocke die Nähe des Chores ankündigte, schieden sie wieder von einander. —

So hatten sie sich ein halbes Jahr hindurch alle Wochen ein oder zweimal besucht, als Therese einst unter Zittern und Beben ankündigte, daß sie schwanger wäre.

Diese Nachricht, die Ernst zu jeder andern Zeit und in jeder andern Lage mit lauter

Freude als eine Gnade des Himmels angenommen haben würde, machte izt einen fürchterlichen Eindruck auf ihn. Wir müssen fliehen, sprach er — das ist der einzige Weg, wenn wir dem Untergange entgehen wollen, der hier unvermeidlich ist. —

Ja, lieber Ernst, wir wollen fliehen, denn nun steht es nicht mehr in unsrer Willkühr zu sterben; es gibt izt ein drittes Wesen, für das wir uns zu erhalten schuldig sind.

Die Ausführung des Anschlages ihrer Rettung wurde bis den kommenden Sonntag verschoben, binnen welcher Zeit sich Ernst über die beste Art ihrer Flucht, und über den Weg, den sie nehmen wollten, zu bedenken versprach; — und unter häufigen Thränen und beiderseitigen Tröstungen nahmen sie für heute Abschied.

Der Sonntag erschien, und die Nacht rückte schwarz und düster heran, und Ernst freute sich über den sichtbaren Beistand des

Himmels, der unter dem Mantel seiner Nacht ihre Flucht verbergen würde.

Die verabredete Stunde kam heran. Ernst schlich durch die Kreuzgänge, wo das schwache Lämpchen augenblicklich verlöschen wollte, hinunter, und öffnete durch seinen gewöhnlichen Kunstgriff die Gartenthüre.

Einzelne Windstöße heulten um den hohen Kirchthurm, die Dachfahnen klirrten, rasselnd stürzten losgerissene Ziegeln von dem Dache der Kirche, das mitternächtliche Geächze des Käuzleins tönte schauerlich in den Wind, und die Frösche im nahen Teiche sangen ihr einförmiges ung! ung! ung! —

Mit klopfendem Herzen eilte Ernst nach der Gartenmauer, an der er manche selige Stunde genossen; — aber noch sah er seine Therese nicht! er wartete unter bangen Ahndungen, bis er nicht mehr warten konnte, ohne sich zu verrathen, aber umsonst! und mit marternden Gedanken mußte er wieder in seine Zelle zurücke, von der er schon Abschied genom-

men; in der Hoffnung, sie nach der Verabredung die kommende Nacht zu finden.

Doch die nächste Nacht fand er sie nicht! verzweifelnd harrte er auf die folgende Nacht, und er fand sie wieder nicht. Allmächtiger Gott, schrie er, was ist vorgegangen? — ich muß hin, ich muß es erfahren!

Gleichviel, ob er sich Leben oder Tod holen würde, stürzte er durch den Garten des Nonnenklosters, sprengte unter schrecklichem Getöse die Gartenthüre ein, und lief wie ein Rasender im ganzen Kloster herum, unter dem lauten Geschrei: Therese! Therese!

Das ganze Kloster kam in Allarm, und die ängstlichen Nonnen glaubten, der jüngste Tag wäre im Anzuge. Ernst tobte und wüthete lief zur Priorin, und foderte Therese von ihr, mit der Drohung, wenn sie sich nur einen Augenblick weigerte, sie zu erwürgen.

Sie hat frevelhaft das Heiligthum entweiht, stotterte diese — sie hat ein Verbrechen begangen, das unerhört ist, so lange unser hei=

-iger Orden steht! — vorgestern gebahr sie; — und dafür büßt sie izt! —

Ungeheuer, schrie Ernst, und faßte sie an ihrer Kutte, scheußliches Ungeheuer! es fließt deine letzte Lebensminute, wenn du mich nicht den Augenblick zu ihr bringst! —

Alle Nonnen hatten sich in ihre Zellen eingesperrt, und die alte Priorin wackelte mit Todesangst die Treppen hinunter, und schloß ein Gewölbe auf, aus welchem Moder und Verwesung dem Eintretenden entgegen dampfte. Es war finster wie im Grabe. Er lief zurück, indem er die Alte immer mit sich schleppte, und holte eine Lampe aus dem nächsten Kreuzgange. Welche fürchterliche Szene! Therese lag in ihrem Blute auf einem Bündel verfaulten Strohes, und war eben verschieden. In ihren Armen hielt sie ihr Kind, ebenfalls todt, das mit einer unschuldigen Engelsmiene weiß wie Wachs, an der Brust seiner Mutter zu schlummern schien! —

Als Therese das leztemal bei Ernst war, wurde sie bei ihrer Zurückkunft von der alten

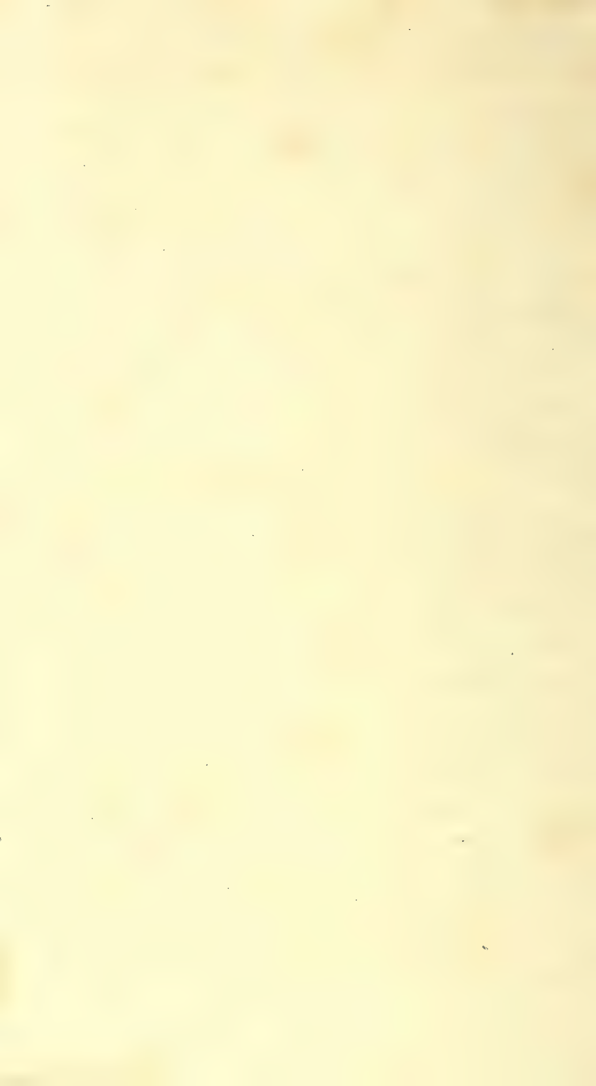
Priorin überrumpelt, gebahr vor Schrecke vor der Zeit, und wurde mit sammt ihrem Kinde in dieß Gewölbe geworfen, wo sie an einer Verblutung starb.

Ernst schleuderte die Alte weit von sich, und warf sich auf den Leichnam seiner Gattin. Therese, schluchzte er, noch einmal erwache, um mir zu verzeihen, denn ich bin dein Mörder! — Doch umsonst, sie erwachte nicht, und voll Verzweiflung rannte er gegen die Mauer, daß das Gehirn aus seinem Kopfe spritzte, und er todt darnieder sank.

Man begrub Vater, Mutter und Kind in ein Grab ausserhalb dem Kloster, wo sie sanft ruhen, und wo die Furcht und die Frömmelei sie manchmal beim Mondenschimmer in lichten Gestalten wandeln sieht! —

Heiliger Friede umschwebe ihre Asche! o möchten ihre Schatten die umschweben, die ohne Ueberlegung den Eingebungen böser Dämonen folgen, und ihr Glück auf ewig den Klöstern, wie einst die Juden dem glühenden Moloch, ihre Kinder hinopfern!









I 170 > France, [illegible] > [illegible]
173 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]
175 [illegible] or [illegible] [illegible]

II 19 [illegible]
III 116 [illegible]

IV 0

